

Schweizerische Zeitschrift für Soziologie

Vol. 16 N° 2 1990

Revue
suisse
de sociologie

R. BAUER
L. JAQUES
M. LAMPRECHT
H. ZWICKY
K. LENZ

Schweizerische Zeitschrift für Soziologie

herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie
mit Unterstützung der Schweizerischen Akademie der Geisteswissenschaften

Revue suisse de sociologie

publiée par la Société suisse de sociologie
avec l'aide de l'Académie suisse des sciences humaines

Inhaltsverzeichnis / Table des matières

R. BAUER: Zwischen Skylla und Charybdis: Das intermediäre Hilfe- und Dienstleistungssystem	153-172
L. JAQUES: L'aide sociale – un mythe au service de l'assistance publique	173-194
M. LAMPRECHT & H. ZWICKY: Sportsoziologie in der Schweiz – Forschungsfragen und Entwicklungsperspektiven unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses von Sport und sozialer Ungleichheit	195-222
K. LENZ: Institutionalisierungsprozesse in Zweierbeziehungen	223-244
Buchbesprechungen / Bibliographie critique	245-258
Zusammenfassungen / Résumés / Summaries.....	259-266

Schweizerische Zeitschrift
für Soziologie
Revue suisse de sociologie

Contents of Volume 16 (1990) Number 2

R. BAUER: Between Scylla and Charybdis: the Intermediary Relief and Service System.....	153-172
L. JAQUES: Social Welfare Work – a Myth to justify Public Assistance	173-194
M. LAMPRECHT & H. ZWICKY: Sport Sociology in Switzerland – the Status of Research and the Prospects for Development, with particular Emphasis on the Relationship between Sport and Social Inequality	195-222
K. LENZ: The Institutionalisation Processes in Dyadic Relationships	223-244
Bibliography	245-258
Summaries	259-266

ISSN 0 3 7 9 - 3 6 6 4

Erscheint dreimal jährlich
Publié trois fois par an
Verwaltung / Administration:
Imprimerie Corbaz S.A., CH-1820 Montreux
Printed in Switzerland

ZWISCHEN SKYLLA UND CHARYBDIS: DAS INTERMEDIÄRE HILFE- UND DIENSTLEISTUNGSSYSTEM

Rudolph Bauer

WE Lokale Sozialpolitik und Wohlfahrtsverbände, Universität Bremen,
FB 12, Postfach 330440, D-2800 Bremen 33

Trennende Begriffspaare – wie „Staat“ und „Markt“ (bzw. „Politik“ und „Wirtschaft“ oder „Staat“ und „Gesellschaft“) – bilden wichtige Kategorien der sozialwissenschaftlichen Analyse. Die „Staat“/„Markt“-Dichotomie beschäftigt sich jedoch weder mit der Existenz der informellen Sphäre, der sich der/die Einzelne als Person lebensweltlich verbunden weiß, noch berücksichtigt sie das Vorhandensein jener gesellschaftlich-institutionellen Arrangements, die sowohl zwischen den formellen Sektoren „Staat“ und „Markt“ vermitteln, als auch zwischen diesen einerseits und der informellen Sphäre andererseits.

Die gesellschaftlich-institutionellen Arrangements, um die es im folgenden Beitrag geht, sind Erscheinungsformen des *allgemeinen Systems intermediärer Organisationen* (abgekürzt: ASIO). Sie können als ‚institutionelle Brücken‘ beschrieben werden, die gleicherweise die Skylla des Gegensatzes von „Staat“ und „Markt“ überbrücken, wie auch die Charybdis zwischen den formell-bürokratischen Sektoren und den personal-subjekthaften Lebenswelten. Weder mit dem staatlichen Verwaltungs- oder dem privatwirtschaftlichen Betriebssektor, noch mit der informellen Sphäre identisch, existieren sie sowohl im Zusammenhang der gesellschaftlichen Produktion (z. B. Gewerkschaften, Mittelstandsvereinigungen, Unternehmer- und Bauernverbände), als auch im Bereich der gesellschaftlichen Reproduktion.

Im Rahmen der gesellschaftlichen Reproduktion handelt es sich um Gruppen, Vereine und Verbände sowie um genossenschaftliche Zusammenschlüsse, Projekte und Stiftungen des Sozial-, Gesundheits- und Wohnungswesens ebenso wie um entsprechende Organisationen in Bereichen wie dem Sport und der Freizeit, der Kunst und Kultur, des Tourismus und des Verkehrs, der Natur und Umwelt, nicht zuletzt auch im Bereich der internationalen Entwicklungshilfe. Die Gruppen und vereins- bzw. verbandsförmigen Organisationen, Genossenschaften und Stiftungen des Sozial- und Gesundheitswesens bilden das *intermediäre Hilfe- und Dienstleistungssystem* (abgekürzt: IHDS), das als besonderer Teil des ASIO auf die Erbringung, das Angebot und den Austausch von (materiellen und immateriellen) Hilfen und Sozialen Dienstleistungen abzielt.

Der folgende Beitrag erläutert – anknüpfend an die Kritik bestehender Konzepte – ein Modell zur theoretischen Erklärung intermediärer Organisationen. Zunächst werden Terminologie und Konzepte des ASIO – wie wir sie in der neueren wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Literatur vorfinden – kurz

vorgestellt und kritisch erörtert. Anschließend wird ein Erklärungsmodell mit Bezug auf Grundtypen der Organisationen des IHDS sowie mit Blick auf Struktur- und Bestimmungselemente einzelner intermediärer Hilfe- und Dienstleistungsorganisationen diskutiert. Zur Begründung des Modells werden zum Schluß Befunde zur Gesamtanalyse des IHDS in historischer und international vergleichender Sicht vorgestellt.

1. Allgemeines System intermediärer Organisationen

1.1 Begriffliche Konzepte

1.1.1 Terminologie

Der Terminus „allgemeines System intermediärer Organisationen“ bezeichnet die Gesamtheit derjenigen gesellschaftlich-institutionellen Arrangements, die weder ausschließlich dem politisch-administrativen System („Staat“), noch eindeutig dem ökonomischen System („Markt“) zuordenbar sind. Der ambivalente Status dieser ‚institutionellen Brücken‘, angesiedelt „zwischen Markt und Staat“ (Reese u. a., 1989), kommt terminologisch in unterschiedlichen Bezeichnungen intermediärer Organisationen zum Ausdruck.

Zur Abgrenzung der intermediären Organisationen gegenüber der gewinnorientierten Marktökonomie hebt ihre Bezeichnung als „not-for-profit organisations“, „Non-profit-“ oder „Nichtprofit-Organisationen“ („NPO's“) auf deren öffentliche Gemeinwohlorientierung ab. Diese Betrachtungsweise geht auf Autorinnen und Autoren zurück, die am Beispiel der intermediären Organisationen das wirtschaftswissenschaftlich bedeutsame Problem des ‚institutional choice‘ untersuchen, die also der Frage nachgehen, warum es zur Bildung von Institutionen kommt, welche die von ihnen angebotenen Dienstleistungen nicht – wie in einer Marktwirtschaft prinzipiell zu erwarten – in der Form privatwirtschaftlicher Unternehmen, d. h. marktförmig und gewinnorientiert erbringen (siehe: Abramson/ Salamon, 1986; Easley/O'Hara, 1986; Gassler, 1986; Hansmann, 1980 und 1987; James, 1982; 1987; James/Rose-Ackermann, 1986; Krashinsky, 1986; Salamon, 1984; Weisbrod, 1988; Barbetta, 1989). Bei der Beantwortung dieser Frage wird im wesentlichen auf den öffentlichen Charakter der von intermediären Organisationen angebotenen Dienstleistungen verwiesen; da es sich bei Sozialen Dienstleistungen um sog. Kollektivgüter handelt, besteht die Gefahr der Nicht- oder Unterversorgung sozial benachteiligter Gruppen, wenn sich das Dienstleistungsangebot allein über den Markt regeln würde.

Anders als die wirtschaftswissenschaftlich motivierten Studien, die auf der Grundlage des Vergleichs von „Markt“- und intermediären Organisationen den besonderen (nämlich: öffentlichen) Charakter des Dienstleistungsangebots letzterer hervorheben, betonen sozial-, verwaltungs- und politikwissenschaftliche Untersuchungen, indem sie die intermediären Organisationen vom politisch-

administrativen System abgrenzen, daß es sich bei ihnen um „Nicht-Regierungsorganisationen“, „nicht-regierungsabhängige Organisationen“ („NRO's“) oder „non-governmental organisations“ („NGO's“) handelt (siehe: Anheier, 1987; Glasgow, 1990) bzw. um Organisationen des „privaten“ (d. h. nicht-staatlichen, nicht-öffentlichen), „freiwilligen“ (d. h. nicht gesetzlich verpflichteten, verrechtlichten und formalisierten) und des „unabhängigen Sektors“ (siehe: Kramer, 1981; O'Connel, 1983; Hodgkinson/Weitzman, 1986). Die Akzentuierung des „privaten“ Charakters der intermediären Organisationen unterstreicht deren Struktur und rechtlichen Status, sieht indessen aber weitgehend ab vom besonderen „öffentlichen“ Charakter der angebotenen Dienstleistungen. Struktur und Status intermediärer Organisationen verweisen auf deren spezifische Potentiale und Ressourcen, über die der (Rechts-)„Staat“ in der Regel nicht verfügt; intermediäre Organisationen sind in der Lage, Freiwilligkeit – in Form von freiwilliger Arbeit und freiwilligen (Geld- oder Sach-)Spenden – sowie weltanschaulich motiviertes Engagement besser zu mobilisieren und anders zu verteilen als dies bei massendemokratisch legitimierten, staatlichen Bürokratien der Fall ist. Aus wirtschaftlicher Sicht kommt hinzu, daß staatliche Angebote ein „free-rider“-Verhalten zur Folge haben („Trittbrettfahrer“-Problem), das sich durch intermediäre Organisationen besser kontrollieren und einschränken läßt.

Die verschiedenen Termini zur Kennzeichnung des ‚Sektors‘ intermediärer Organisationen heben als besonderes Klassifikationsmerkmal den Unterschied zu jeweils einem der beiden konventionellen Sektoren „Staat“ oder „Markt“ hervor. Im Gegensatz zum „Markt“ beispielsweise wird der „Not-for-profit“-Charakter der intermediären Organisationen akzentuiert. Das Merkmal „non-governmental“ hingegen unterstreicht, daß intermediäre Organisationen nicht gleichgesetzt werden können mit dem politisch-administrativen System. Ebenso wird durch die Bezeichnung „privater Sektor“ die Nichtübereinstimmung mit dem öffentlich-staatlichem Sektor betont, durch das Kriterium „voluntary“ der Unterschied zu dem durch Recht und Verfassung gebundenen und steuerfinanzierten Staat. Das Attribut „independent“ behauptet die Unabhängigkeit vom staatlichen und vom wirtschaftlichen Sektor als entscheidendes Kriterium.

1.1.2 Kritik

Die aus der Kontrastierung gegenüber dem „Staat“ bzw. dem „Markt“ resultierende Terminologie verweist zwar auf wichtige Bestimmungsmerkmale des IHDS. In theoretischer und methodologischer Hinsicht jedoch sind die (im vorausgehenden Abschnitt 1.1.1) vorgestellten Begriffe fragwürdig und irreführend. Sie können allenfalls forschungspragmatisch akzeptiert werden, um damit den Untersuchungsgegenstand zu benennen und sich über dessen ‚Existenz‘ zu verständigen. Zur begrifflichen Kennzeichnung und zur Theoriebildung aber sind sie denkbar ungeeignet (vgl. Bauer, 1988a; 1989, 7ff.; Ronge, 1989, 465f.) – wie

ebenso auch der Verlegenheitsbegriff „Dritter Sektor“ (siehe: Etzioni, 1973; Levitt, 1973; Filer-Commission, 1975; AG Verwaltungsforschung, 1987; Reese, 1987; Reichard, 1988 und 1989; Ronge, 1987; Seibel, 1988a; 1988c), welcher in einer Residualkategorie zusammenfaßt, was nicht dem „Ersten Sektor (Staat)“ oder dem „Zweiten Sektor (Markt)“ zuordenbar ist.

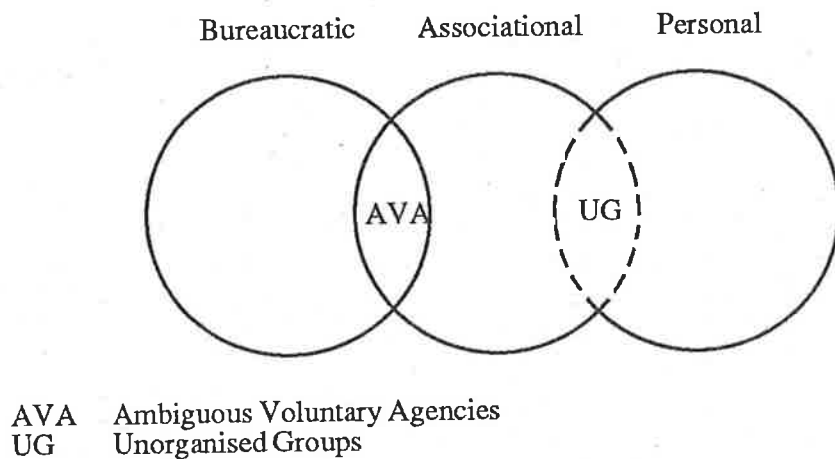
Weder für das allgemeine System intermediärer Organisationen, noch für eines der besonderen Systeme, wie z. B. das IHDS, ist die terminologische Bestimmung als ‚Sektor‘ zutreffend und richtig. Im Gegensatz zu den konventionellen Sektoren „Markt“ und „Staat“, die sich als abgrenzbare (Teil-)Bereiche mit genuinen Merkmalen darstellen lassen, bilden das ASIO und die besonderen Systeme intermediärer Organisationen gesellschaftlich-institutionelle Arrangements, die auf vermittelnde Austausch- und Anpassungsprozesse mit den beiden konventionellen Sektoren angelegt sind, sich aber nicht wie diese auf ein einziges Kriterium oder einen spezifischen Steuerungsmodus (Macht und Recht bzw. Geld) hin maximieren lassen (vgl. Seibel, 1988 c). Auch Evers verwirft deshalb die Bezeichnung ‚Sektor‘ und spricht von einem „Spannungsfeld von Haushalt, Staat und Markt“ (1991, 10).

Die in der zitierten Literatur verwendeten Merkmale, die zur Bezeichnung der Systeme intermediärer Organisationen benutzt werden, sind gegenüber den beiden konventionellen Sektoren „Staat“ und „Markt“ auch nicht in gleicher Weise trennscharf. Zwar differenzieren sie ihren Gegenstand gegenüber jeweils einem der beiden Sektoren, gegenüber dem jeweils anderen aber nicht. Das „non-governmental“-Kriterium z. B., das den Unterschied zum „Staat“ hervorhebt, haben intermediäre Organisationen prinzipiell auch mit dem „Markt“ gemeinsam; eine freie Marktwirtschaft definiert sich nicht zuletzt aus ihrer Nicht-Staatlichkeit. Umgekehrt gilt das „not-for-profit“-Kriterium, das intermediäre Organisationen vom privatwirtschaftlichen Sektor unterscheidet, ebenso für den politisch-administrativen Bereich; der „Staat“ verkörpert verfassungsmäßig das Allgemeinwohl und nicht ein wie immer geartetes besonderes Interesse, das wirtschaftliche „Markt“-Akteure auszeichnet.

Schließlich ist die numerische Kennzeichnung als „Dritter Sektor“ eher mißverständlich als erhellend. Zusätzlich zur Kritik an dem damit zum Ausdruck kommenden Residualcharakter intermediärer Organisationen und zum obigen Zweifel am ‚Sektor‘-Status ist gegen diesen Begriff einzuwenden, daß der Gegenstand, der damit bezeichnet werden soll, „weder historisch neu, noch fortschrittlich, drittrangig oder ein Kompromiß (ist) – alles Merkmale, bei denen die Zahl ‚drei‘ üblicherweise Verwendung finde(t)“ (Ronge, 1989, 465), was bei vergleichbaren anderen terminologischen Konstrukten der Fall ist wie z. B. „Drittes Reich“, „Dritte Welt“, „Dritter Weg“ (zwischen Kapitalismus und Kommunismus) oder „Dritter (Produktions-)Sektor“ (zur Bezeichnung des Dienstleistungssektors gegenüber dem 1. agrarischen und dem 2. industriellen Produktionssektor).

Die herkömmliche Terminologie bringt des weiteren ein zusätzliches Merkmal nicht zur Geltung, das zur vollständigen Beschreibung der komplexen gesellschaftlich-institutionellen Arrangements intermediärer Organisationen wichtig ist. Dieses Merkmal ist die durch intermediäre Organisationen hergestellte Verknüpfung zwischen „personaler und bürokratischer Welt“ (siehe Figur 1): Die ‚institutionelle Brücke‘ des IHDS stellt eine Verbindung dar zwischen den formell-objektiven Systemen der beiden konventionellen „Bürokratie“-Sektoren „Staat“ und „Markt“ auf der einen Seite und der informellen Sphäre lebens- und subjektweltlicher Bezüge auf der anderen.

Figur 1: The personal, associational and bureaucratic worlds



Quelle: Billis, 1989: 15

Wolfgang Streeck (1987, 4) definiert intermediäre Organisationen in diesem Sinne als „Zwischenträger in ‚gesamtgesellschaftlichen‘ Integrationsprozessen“, deren spezifische Eigenschaften und Probleme sich aus der Notwendigkeit ergeben, „mit mindestens zwei wichtigen Umwelten zur gleichen Zeit interagieren zu müssen: nach ‚unten‘ mit einer mehr oder weniger ‚freiwilligen‘ Mitgliedschaft oder Klientel – oder allgemeiner: einer der Organisation gegenüber ‚primären‘ Sozial- und Wertestruktur – und nach ‚oben‘ mit einer institutionellen Umgebung, in der sie (mehr oder weniger organisierte) Organisationen unter anderen sind“. Diesen soziologisch bedeutsamen Zusammenhang und die Rolle „intermediärer Organisationsformen im Zwischenfeld von Staat, Markt und Haushalten“ (Evers/Ostner/Wiesenthal, 1989, 4) erkennt die hier kritisierte Terminologie völlig.

1.2 *Forschungsstand und Theorieansätze*

Bis vor kurzem haben weder die Sozial- und Politikwissenschaften, noch die Wirtschaftswissenschaften dem ASIO-Komplex zentrale Aufmerksamkeit zuteil werden lassen. Auch die auf Subjekte und Mikrostrukturen ausgerichteten Fachdisziplinen – die entsprechenden Bindestrich-Soziologien, die Psychologie, die Ethnologie, die Sozialarbeit und Sozialpädagogik – haben diesen Bereich weitgehend ausgeklammert und sich ihrerseits vor allem auf die Individuen und die informelle Sphäre beschränkt.

In der deutschsprachigen wissenschaftlichen Literatur sind empirische Forschungen und die Theoriebildung über das allgemeine System intermediärer Organisationen noch wenig entwickelt. Ausnahmen bilden verbändesoziologische Analysen einzelner Interessenorganisationen des Produktionsbereichs (Stammer u. a., 1965) und ihrer gesellschaftlichen Funktion (Böckenförde, 1985), Monographien über Vereine im Sport- und Freizeitsektor (Richter, 1985; Winkler/Karhausen, 1984), Studien über Interessenverbände (Raschke, 1979), freiwillige Vereinigungen (Horch, 1983) und Genossenschaften (Novy, 1983) sowie erste Ansätze der Jugend- und Wohlfahrtsverbände-Forschung (Lüers, 1979; Bauer/Dießenbacher, 1984; Thränhardt u. a., 1986; Boll/Olk, 1986; Windhoff-Héritier, 1989). Diese tragen jedoch, ebenso wie Gemeindestudien (Jessen u. a., 1988) und die Arbeiten über nachbarschaftliche Zusammenschlüsse, Netzwerke, Initiativen, Projekt- und Selbsthilfegruppen (Roth/Rucht, 1987), wenig Theoretisches zur Erkenntnis über das allgemeine System intermediärer Organisationen bzw. über das IHDS bei.

Anders ist die Ausgangssituation gegenwärtig in der anglo-amerikanischen Wissenschaftsliteratur: Dort wurden erste theoretische Konzepte zur Diskussion gestellt, die sich zum Großteil auf empirische Forschungsergebnisse, insbesondere im Bereich des Sozial- und Gesundheitswesens, stützen und ständig weiterentwickelt werden. Die Existenz des ASIO bzw. des IHDS wird hauptsächlich aus dem Staats- bzw. Marktversagen und aus der Leistungsschwäche der informellen Sphäre abgeleitet und begründet.

Beim „Markt“ wird auf das zum Schaden der Konsumenten dominierende Profitinteresse der Unternehmen sowie auf das Fehlen einer am Gemeinwohl ausgerichteten „non-profit“-Orientierung verwiesen; diese Mängel dienen zur Erklärung dafür, warum intermediäre Organisationen ohne Gewinnmaximierungsmotiv entstehen und gesellschaftlich notwendig sind (vgl. Krashinsky, 1986). Beim „Staat“ hinwiederum führen, so wird argumentiert, seine bürokratische, hierarchisch-zentralistische Struktur ebenso wie seine rechtlich-universalistischen Bindungsverpflichtung dazu, daß freiwillige Leistungen, spontanes privates Engagement und ein dem individuellen Fall angemessenes Handeln

unterbleiben. Gegen den Staat sprächen ferner Informationsprobleme, die Anreizstrukturen öffentlicher Entscheidungsträger sowie ungünstige Kosten/Nutzen-Relationen (vgl. Weisbrod, 1977; Badelt, 1987, 36f.).

Das Leistungspotential der informellen Sphäre – und hier insbesondere der Familie –, die eine Alternative zu den formellen Sektoren „Staat“ und „Markt“ darstellt, wird in seiner Kapazität als gering, rasch überfordert und schnell sich erschöpfend eingeschätzt. Zwar gilt die Familie als „das wirksamste und wirtschaftlichste System“ (Bronfenbrenner, 1974, 145) und als Ort „zum Aufbau und der Erhaltung von Vitalvermögen“ (Küsselberg, 1984, 166). Aber gerade die zu ihrer Stützung als notwendig erachteten marktförmigen Kompensationsangebote oder finanzielle Entlastungen bzw. Anreize seitens des Staates bergen die Gefahr der Etablierung materieller und der Entwertung nicht-materieller Handlungsmotive, die für die informelle Sphäre insgesamt, insbesondere aber für die Familie, als charakteristisch sowie – weil gesellschaftlich nützlich – als erstrebens- und erhaltenswert gelten.

Das Markt- und Staatsversagen einerseits sowie die Schwächen bzw. Gefährdungen der informellen Sphäre andererseits begründen das Interesse an den gesellschaftlich-institutionellen Arrangements zwischen „Staat“ und „Markt“ einerseits, zwischen formellen Sektoren und informeller Sphäre andererseits. Existenz und Notwendigkeit des IHDS werden damit begründet, daß intermediäre Organisationen in der Lage seien, die Unzulänglichkeiten der formellen Sektoren und der informellen Sphäre zu kompensieren (vgl. Badelt, 1987, 36ff.; Bauer, 1987, 14f.; Evers/Ostner/Wiesenthal, 1989).

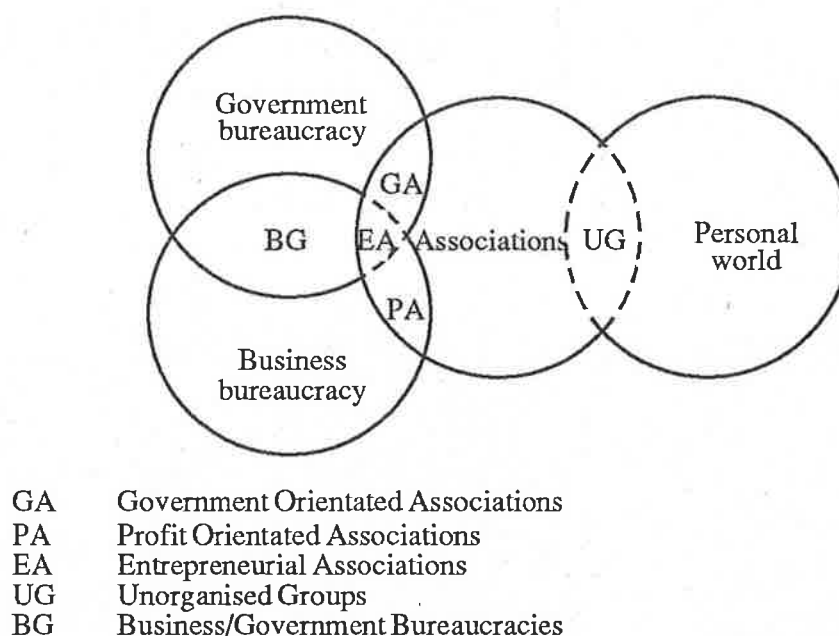
2. Das intermediäre Hilfe- und Dienstleistungssystem (IHDS)

Intermediäre Organisationen bilden ein gesellschaftlich-institutionelles Vermittlungs- oder Verknüpfungssystem. Dieses umfaßt ‚institutionelle Brücken‘, die zum einen auf der Ebene der konventionellen Sektoren zwischen „Staat“ und „Markt“ vermitteln und zum anderen auf der (in Figur 1) horizontalen Dimension zwischen der politisch-ökonomischen Makroebene der formellen Sektoren und der informellen Sphäre der Subjekte im sozialen Mikrobereich.

Das allgemeine System intermediärer Organisationen verknüpft somit die formellen „bürokratischen Welten“ („government and business bureaucracies“) und diese wiederum mit der „personal world“ (Billis, 1989, 18f.). Es überbrückt die „Entkoppelung von System und Lebenswelt“ (Habermas, 1981, 229) und bildet damit die erforderliche Basis für Vergesellschaftungsprozesse. Diese Vermittlungsfunktion ist gesellschaftlich notwendig, denn zum „Bestand des Gesellschaftssystems bedürfen...die systemischen Mechanismen einer Verankerung in der Lebenswelt – sie müssen institutionalisiert werden“ (a. a. O., 230).

Im folgenden dient das heuristisch weiterführende Modell von David Billis (siehe Figur 2) zur Erklärung der verschiedenen Grundtypen von intermediären Hilfe- und Dienstleistungsorganisationen. In erweiterter Interpretation ermöglicht das Modell die Verständigung über Entwicklungsprozesse und Strukturen einzelner intermediärer Hilfe- und Dienstleistungsorganisationen ebenso wie über die Gesamtheit des IHDS bzw. – konkret – der verbandlichen Wohlfahrtspflege in historischer Sicht und im internationalen Vergleich.

Figur 2: *The worlds of the voluntary sector*



Quelle: Billis, 1989: 20

2.1 Grundtypen von Hilfe- und Dienstleistungsorganisationen

Aus dem von David Billis zur Diskussion gestellten Modell (siehe Figur 2) lassen sich folgende Grundtypen intermediärer Hilfeorganisationen ablesen:

I Der Typus *(Selbsthilfe-)Gruppe*: "Unorganised Groups" sind ohne feste Zuständigkeitsregeln und Satzung arbeitende, lose Gruppierungen, innerhalb derer die Beteiligten ihr Bedürfnis nach Hilfe durch Erfahrungsaustausch und wechselseitige Unterstützung zur Bewältigung eines gemeinsamen oder mehrerer gemeinsamer Probleme befriedigen können. Ein Beispiel sind Eltern-Kind-Gruppen, die sich nach einer gegebenen Zeit auch wieder auflösen. Gegenseitige Hilfe steht in diesen Gruppierungen im Vordergrund, ist aber nicht immer das ausschließliche Motiv, sondern wird zumeist ergänzt durch die Handlungsfelder „Geselligkeit“ und „Selbsterhaltung der Gruppe“ (zu „Handlungsfeldern“ siehe:

Trojan u. a., 1985; 1990). Der Organisationstypus „Selbsthilfegruppe“ ist in der Regel nicht nach außen gerichtet, und die durch die Gruppen erbrachten Hilfen lehnen sich in ihrer Form an die innerhalb der informellen Sphäre gewährte Hilfe an.

II Der Typus *Verein/eingetragener Verein* (e. V.): „Associations“ sind intraorganisatorisch regulär strukturierte und mittels Zuständigkeitsregeln operierende Vereinigungen mit Satzung. Die Mitglieder organisieren „im Verein“ weitgehend eigenständig – d. h. vorwiegend ohne materielle oder professionelle Förderung von außen – ihre Interessen und Problemlösungen (Handlungsfeld „Interessenvertretung“). Moralisch oder solidarisch motivierte und geleistete Hilfestellungen, die von den Mitgliedern füreinander erbracht werden, sind erklärtes Ziel der Vereine und kommen nicht nur den Mitgliedern des Vereins zugute, sondern zum Teil auch Menschen außerhalb (Handlungsfeld „Fremdhilfe“).

III Der Typus *Sozialer Verband* (mit staatlicher Anerkennung): „Government Orientated Associations“ sind Organisationen, deren interne Organisation nicht nur Vereins-, sondern auch Verwaltungsstrukturen aufweist. Sie verfügen in der Regel über natürliche und/oder korporative Mitglieder sowie über bezahlte professionelle Mitarbeiter und ehrenamtliche Helfer. Der Typus „Sozialverband“ organisiert vorwiegend bzw. ausschließlich Fremdhilfe, deren Finanzierung zu einem Teil oder zur Gänze direkt aus öffentlichen Mitteln bezuschußt oder indirekt durch die Steuergesetzgebung gefördert wird. Der materiellen Sicherung der Fremdhilfe dient hier auch das Handlungsfeld „Selbsterhaltung“. Eine Sonderform dieses Typus sind die Stiftungen, die in der Regel jedoch keine Dienstleistungen erbringen, sondern materielle Hilfen organisieren, durch die andere Organisationen in die Lage versetzt werden, personale Dienstleistungen anzubieten.

IV Der Typus *Sozialbetrieb* oder *Soziale (Dienstleistungs-)Einrichtung*: „Profit Orientated Associations“ sind in vereinsförmiger oder sonstiger privatrechtlicher Trägerschaft organisierte Einrichtungen, die bezahlte Mitarbeiter beschäftigen und der Nachfrage nach Sozialen Dienstleistungen mit marktförmigen Angeboten der Fremdhilfe – gegen Bezahlung durch die Klientel bzw. durch das System Sozialer Sicherung – entsprechen. Ihre interne Struktur weist vor allem administrative und wirtschaftsbetriebliche Elemente auf, die auch das Handlungsfeld „Selbsterhaltung“ umfassen. Eine Sonderform der Sozialbetriebe des Selbstorganisations- und Selbsthilfetyps sind genossenschaftliche Zusammenschlüsse.

V Der Typus *Moralunternehmen*: „Entrepreneurial Associations“ sind staatlich, privat oder gemischt finanzierte professionelle Unternehmungen in korporativ-vereinsförmiger oder anderer öffentlich- bzw. privatrechtlicher Trägerschaft. Sie weisen bürokratisch-administrative und betriebswirtschaftlich-unternehmerische Strukturelemente auf, verbunden mit einer moralisch-sozial

verstandenen Unternehmensphilosophie, und ihr primäres Ziel ist es, bestimmte Aufgabenbereiche der Fremdhilfe in Form von Sozialen Diensten zu organisieren und oligopolistisch zu verwalten. Hierzu zählen auch Genossenschaften und Stiftungen, die vorwiegend Fremdhilfe organisieren.

2.2 *Zur Einzelanalyse intermediärer Hilfe- und Dienstleistungsorganisationen*

Die Reihenfolge in der Darstellung der Organisationsgrundtypen des IHDS entspricht idealtypisch dem zeitlichen Prozeßablauf der Entstehung, Entwicklung und Transformation einzelner intermediärer Hilfe- und Dienstleistungsorganisationen.

Auf die Phasen der Solidarisierung und Orientierung, die als Entwicklungsschritte innerhalb von Selbsthilfegruppen angesehen werden können (vgl. Trojan u. a., 1985; 1990), folgen eine Phase der Differenzierung sowie eine Reihe von Schritten der Institutionalisierung, die in der Regel zunächst mit der für Vereine charakteristischen Übernahme der Rechtsform des „e. V.“ (eingetragener Verein) beginnt. Es folgen die Anerkennung durch das Amtsgericht und die Genehmigung der Gemeinnützigkeit durch das Finanzamt. Diese Institutionalisierungsschritte zielen auf „Selbsterhaltung“ und Verstetigung der Hilfen ab. Der weitere Wandel vom Verein zum Sozialen Verband bzw. zur Sozialen Einrichtung ist von Transformationsprozessen begleitet, die als Professionalisierung bzw. Verbetrieblichung charakterisiert werden können (vgl. Trojan u. a., 1985).

Die Idealtypik dieses Verlaufsmusters macht zwei Hinweise erforderlich: Erstens bedeuten die dargestellten Transformationsprozesse nicht, daß der Bildung eines der fortgeschrittenen Grundtypen (II–V) in jedem Fall die Existenz des jeweils vorausgehenden Typus zwingend vorgeschaltet ist; die Gründung und Errichtung einer intermediären Hilfe- und Dienstleistungsorganisation des fortgeschrittenen Typs – also ohne daß vorherige Phasen des Verlaufsmusters durchschritten wurden – ist theoretisch denkbar und praktisch auch der Fall. Realistisch ist sie in der Regel allerdings nur, wenn an einer entsprechenden Gründung bereits bestehende Organisationen als korporative Mitglieder beteiligt sind.

Zweitens unterstreicht das Transformationsmuster die für den jeweiligen Typus besonderen Merkmale, was aber nicht heißt, daß Hilfe- und Dienstleistungsorganisationen, die sich aus der Tradition zeitlich vorhergehender Grundtypen entwickelt haben, die früheren Merkmale völlig abgelegt haben und daß sich keine Mischtypen bilden. Offensichtlich stellen die deutschen Wohlfahrtsverbände derartige Mischtypen dar. Zusätzlich kann davon ausgegangen werden, daß die Mischungsverhältnisse bei einem einzelnen Spitzenverband der Wohlfahrtspflege sowohl auf den verschiedenen Ebenen der vertikalen Politikver-

flechtung – Gemeinde, Land, Bund – unterschiedlich sind und daß sie auch lokal (von Gemeinde zu Gemeinde) und regional (von Bundesland zu Bundesland) variieren.

Die Elemente des Modells lassen sich als Katalog von strukturellen und Bestimmungselementen interpretieren, die für eine einzelne Hilfe- und Dienstleistungsorganisation konstitutiv sind und deshalb bei deren Analyse entweder ‚rein‘ (als Grundtyp) oder in einer bestimmten ‚Mischung‘ nachgewiesen werden können. Strukturell bedeutet die Mischung und unterschiedliche Gewichtung der Merkmale, daß Hilfe- und Dienstleistungsorganisationen den Vereinsstatus (der durch Mitglieder, Satzung, Versammlung, Vorstand und Wahlen gegeben ist) sowohl mit informellen Gruppenelementen (z. B. durch die Einbeziehung freiwilliger Helfer) kombinieren als auch mit formellen Elementen – letzteres z. B. in Gestalt der Geschäftsführung des Verbandes, der Betriebsleitung einer Dienstleistungseinrichtung und/oder der Beteiligung an einer GmbH.

Bei den ‚reinen‘ Bestimmungselementen zur Analyse einzelner Hilfe- und Dienstleistungsorganisationen handelt es sich um: 1. verwaltungsförmig-bürokratische, 2. wirtschaftlich-unternehmerische; 3. informell-personale Kriterien. Einzelne Organisationen können eines dieser Bestimmungselemente in einer je spezifischen Gewichtung aufweisen, so daß neben den ‚mischförmigen‘ die ‚reinen‘ Organisationen danach unterschieden werden können, ob sie (a) stark verwaltungsförmig-bürokratisch geprägt sind oder (b) markt- und betriebswirtschaftlich-unternehmerisch oder (c) informell-persönlich.

2.3 Zur Gesamtanalyse des IHDS

2.3.1 Das IHDS aus historischer Sicht

Am Beispiel der verbandlichen Wohlfahrtspflege belegbar, verläuft die historische Entwicklung des IHDS nicht linear, sondern „zyklisch – entweder liberal oder restriktiv, je nach den in der Gesamtgesellschaft auftretenden Problemen der Regulierung“ (Piven/Cloward, 1977, 71). Die Geschichte des IHDS stellt keinen linear fortschreitenden Prozeß dar, sondern weist Höhen und Tiefen sowie Schwerpunktverlagerungen auf, die sich im Spektrum zwischen den formellen „bürokratischen Welten“ (als Verstaatlichung, Kommunalisierung einerseits; Kommerzialisierung, Ökonomisierung andererseits) und der „personalen Welt“ (Privatisierung im Sinn von Verbandlichung, Familialisierung, Feminisierung etc.; vgl. Bauer, 1988b) bewegen.

Aus frühbürgerlich-sozialen Bewegungen im Deutschland des 17. und 18. Jahrhunderts hervorgegangen, entstanden einzelne Gruppen und Vereinigungen im Umfeld des Pietismus und seiner Wortführer (vgl. Bauer, 1983). Als bürgerschaftlich-christliche Erbauungsinitiativen gegründet, errichteten sie erste private „Sozialbetriebe“, wie z. B. das Frankfurter Armen-, Waisen- und Ar-

beitshaus von 1676 und das 1701/02 erbaute Berliner Große Friedrichs-Hospital des Philipp Jacob Spener (1635–1705). Ein weiteres Beispiel ist die von August Hermann Francke (1663–1727) im Jahre 1695 mit dem Bau einer Armenschule begonnene Gründung der Halleschen Stiftungsanstalten (vgl. Bauer, 1984).

Nach einer Phase der Stagnation nahm die Gründung von Vereinen einen neuerlichen Aufschwung um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als in Deutschland Arbeitervereine und – als erster christlicher Zentralverband – der Ausschuß für Innere Mission gegründet wurden (vgl. Olk/Heinze, 1981). Im Zuge der preußischen Gesetze über Freizügigkeit von 1867 und über den Unterstützungswohnsitz von 1870, ferner als Folge der Bismarckschen Sozialgesetzgebung Ende des 19. Jahrhunderts verlagerte sich der Schwerpunkt dann aber wieder auf die bürokratisch-obrigkeitlichen Strukturen der öffentlichen Hilfesysteme des Zentralstaats (Arbeiterversicherungen) und in den Kommunen (örtliche Armenfürsorge). Die Vereine der Privatwohlthätigkeit hingegen gerieten wegen mangelnder Koordination und geringer Effektivität unter Kritik und massiven Reformdruck (vgl. Sachße/Tennstedt, 1988, 24f.).

Die rückläufige Entwicklung des intermediären Hilfe- und Dienstleistungssystems in Deutschland wurde erneut abgelöst durch seinen Bedeutungszuwachs im Rahmen der Kriegswohlfahrtspflege 1914/18 und in den ersten Jahren der Weimarer Republik (vgl. Bauer, 1990a). Ähnliches gilt für die Zeit des Zweiten Weltkrieges und im Anschluß daran bis zu Beginn der 50er Jahre (vgl. Bauer, 1990b). In den 60er und frühen 70er Jahren der Bundesrepublik spielte das intermediäre Hilfe- und Dienstleistungssystem eine eher stillschweigend akzeptierte, untergeordnete Rolle, während seit Mitte der 70er Jahre zunächst die neu entstandenen Selbsthilfegruppen und dann vermehrt auch die Wohlfahrtsverbände in den Vordergrund der sozialpolitischen Diskussion rückten (vgl. Thränhardt, D., 1987).

Der Bedeutungszuwachs des IHDS ist gegenwärtig – wie dies nachweislich auch historisch belegt werden kann – eine Folge wirtschaftlicher Krisen und sozialer Konflikte. Zum einen hat die Verschärfung des ökonomischen Drucks und die Sensibilisierung der Bevölkerung für neue soziale Probleme die Gründung von Selbsthilfegruppen und Initiativen hervorgerufen, zum anderen nimmt der Staat im Zeichen der „Finanzkrise“ (O'Connor, 1974) vermehrt die Wohlfahrtsverbände und deren Leistungsangebot sowie das Engagement von Selbsthilfegruppen und freiwilligen Helfern anerkennend in Pflicht.

Das IHDS als ‚institutionelle Brücke‘ bildet eine Art Korridor, der sich in Krisen zur Entlastung des Staats und zur Kompensation der zuvor öffentlich erbrachten Hilfe- und Dienstleistungen besonders eignet und deshalb ausgeweitet wird. In Perioden der ökonomischen Prosperität dagegen zeigten sich in der deutschen Geschichte Beispiele einer Verstaatlichung und Zentralisierung von Hilfe- und Dienstleistungen. Im Gegenzug dazu wurde das IHDS – wie auch das Beispiel der verbandlichen Wohlfahrtspflege heute zeigt – zu Zeiten einer Politik

der Privatisierung Sozialer Dienstleistungen stets erneut zum Instrument der Aktivierung kostenneutraler personeller Ressourcen (d. h. der Aktivierung von „Ehrenamtlichkeit“) und materieller Mittel (d. h. von Spenden) sowie zum Hebel bei der Verlagerung von Hilfeaufgaben in den Bereich der informellen Sphäre, der Familien und des Einzelnen (vgl. Bauer, 1988b).

2.3.2 *Das IHDS im internationalen Vergleich*

Befunde zur Gesamtanalyse des IHDS aus international vergleichender Sicht weisen allerdings Unterschiede auf. Die Organisationen der verbandlichen Wohlfahrtspflege, ihre Struktur, die Finanzierung und die Verankerung in einzelnen Arbeitsfeldern variieren zwischen Ländern wie der Bundesrepublik, Kanada, dem Vereinigten Königreich, Frankreich, Polen, Jugoslawien und Israel (siehe: Kahn/Kamerman, 1980; weitere Beispiele in: Anheier/Seibel, 1990; James, 1987 und 1989; zur Schweiz: Wagner, 1984; 1985 und 1990).

Diese Unterschiede können im Rahmen des Billis-Modells aus den spezifischen Bedingungen erklärt werden, die objektiv vorgegeben sind durch die formellen „bürokratischen Welten“ der jeweiligen Länder. Da das IHDS eine „institutionelle Brücke“ darstellt zwischen den Sektoren „Staat“ und „Markt“ bzw. zwischen diesen einerseits und der informellen Sphäre andererseits, sind sowohl (1.) der jeweilige Typus wohlfahrtsstaatlicher Regulation als auch (2.) der ökonomische Entwicklungsstand eines Landes und schließlich (3.) der für die informelle Sphäre bestimmende kulturelle Kontext von ausschlaggebender Bedeutung für das Erscheinungsbild der verbandlichen Wohlfahrtspflege bzw. – allgemeiner – des IHDS in den einzelnen Ländern.

Esping-Andersen (1985; 1990; in Anlehnung daran auch Leibfried, 1990) unterscheidet drei sozialpolitische Regulationstypen des „Wohlfahrtskapitalismus“: das „liberale“ Modell mit überwiegender Marktorientierung (z. B. in Großbritannien, den Niederlanden und den USA), das „konservative“ Modell mit deutlich etatistischer Komponente (z. B. in der Bundesrepublik Deutschland, in Österreich, Frankreich und Italien) und das „sozialdemokratische“ Modell der skandinavischen Länder. Während letztere ein ausgebautes System öffentlich finanzierter Sozialer Sicherung und eine wenig entwickelte verbandliche Wohlfahrtspflege aufweisen (zu Schweden siehe: Elmér, 1987; zum Vergleich Schweden – Großbritannien: Lawson, 1987), kombinieren die Länder des „konservativen“ bzw. des „liberalen“ Regulationstyps die verbandliche Wohlfahrtspflege auf spezifische Weise mit dem Sektor „Staat“ bzw. „Markt“.

In Ländern des etatistisch-„konservativen“ Regulationstyps – z. B. der Bundesrepublik – ist das IHDS auffallend eng an den Staat und das politisch-administrative System gekoppelt. Dies resultiert nicht allein daraus, daß die verbandliche Wohlfahrtspflege überwiegend öffentlich finanziert wird – das trifft z. B. auch für die USA zu (vgl. Salamon, 1987); historisch entstanden die

deutschen Vereine der Privatwohltätigkeit des 19. Jahrhunderts in enger Interessenkoalition mit der zentralen Regierung Preußens bzw. des Reiches und als öffentlich-rechtlich anerkannte „Staatsanstalten“ (Reyer, 1984, 33; Baron, 1962, 21). Die Freie Wohlfahrtspflege hat in der deutschen Tradition deshalb eine für sie charakteristische „Staatsorientierung“ entwickelt, die z. B. auch daraus zu ersehen ist, daß Mitglieder des politisch-administrativen Systems in Personalunion Vorstandsfunktionen der Verbände wahrnehmen oder von öffentlichen Posten in Verbandsfunktionen überwechseln und umgekehrt. Unter bundesdeutschen Verhältnissen lehnte sich das IHDS stärker an den öffentlichen Sektor an als an den privatwirtschaftlichen, und seine verwaltungsförmig-bürokratischen Elemente sind weitaus stärker ausgeprägt als die wirtschaftlich-unternehmerischen, die erst in jüngerer Zeit allmählich zur Geltung kamen. (Der Beitritt der bis 1989 ‚staatsozialistisch‘ geführten DDR wird in der BRD die estatistische Fixierung der Freien Wohlfahrtspflege wohl eher wieder verstärken als zu ihrer Auflösung beitragen.)

Das Gegenteil gilt beispielsweise für die USA; dort rekrutieren sich die „Boards“ der Vereine, Verbände, Einrichtungen und Stiftungen aus der „Gesellschaft“, d. h. überwiegend aus dem Personal der örtlichen und überregionalen Wirtschaft, der Banken, des Handels und der Unternehmen (vgl. Powell, 1987; Milofsky, 1988). Historisch geht das IHDS in den USA auf Initiativen des „Business“ und der „Corporations“ zurück (Hall, 1975; 1981; 1982 und 1987; McCarthy, 1982) bzw. im Einzelfall auf das Engagement von Kirchen und Religionsgemeinschaften, die jedoch aus freiwilligen Spenden und Beiträgen ihrer Mitglieder finanziert werden und nicht – wie in der Bundesrepublik – einen öffentlich-rechtlichen Status besitzen, der sie in den Genuß staatlich erhobener (Zwangs-)Kirchensteuern bringt (vgl. Bauer 1990 b). Die USA – ebenso Länder wie die Niederlande, Großbritannien, Australien oder Kanada, aber auch die Schweiz – weisen intermediäre Hilfe- und Dienstleistungssysteme mit einer für diese Länder charakteristischen Gesellschafts- bzw. „Marktorientierung“ auf.

Neben den sozialpolitischen Regulationstypen, deren besondere Ausprägung sich nach Esping-Andersen (1985, 470) den Kräfteverhältnissen der sozialen Klassen verdankt, ist es der wirtschaftliche Entwicklungsstand eines Landes, der das IHDS in seiner je spezifischen Erscheinungsform prägt. Im ökonomisch weniger entwickelten Irland beispielsweise sind die von der katholischen Kirche beherrschten Organisations- und Arbeitsformen der verbandlichen Wohlfahrtspflege weitaus weniger pluralistisch als in vergleichbaren Ländern des „liberalen“ Regulationstyps (vgl. Gilligan u. a., 1987). Ähnlich weicht die Türkei vom Standard der Länder des „konservativen“ Typus ab, obwohl ihre Reformen im 19. Jahrhundert sowie unter Kemal Pasa (Atatürk) zu Beginn des 20. Jahrhunderts am Vorbild der deutschen Verwaltung bzw. der Bismarckschen Sozialgesetzgebung orientiert waren und in den 30er Jahren unter Beteiligung deutscher Emigranten fortgesetzt wurden. Während z. B. in der Bundesrepublik die verbandliche Wohlfahrtspflege aufgrund ihrer Staatsorientierung einen einflußreichen

gesellschaftlichen Faktor darstellt, kommt dem intermediären Hilfesystem in der wirtschaftlich schwächer entwickelten Türkei und unter den Bedingungen eines autoritären Planungsstaates weitaus weniger Macht und Bedeutung zu (vgl. Schirmmacher, 1987).

Der irische Befund läßt sich aus dem dominierenden Einfluß der katholischen Kirche in einem ökonomisch geringer entwickelten Land des „liberalen“ Modells begründen. In der Türkei dagegen fehlen aufgrund ökonomisch schwieriger Bedingungen die öffentlichen Mittel, um seitens des Staats das vorhandene IHDS als gesellschaftlich relevanten Faktor auszurüsten. Für die Türkei ist neben dem hohen wirtschaftlichen Anteil des Agrarsektors als ein weiterer Bedingungsfaktor des schwachen IHDS die Zugehörigkeit zum islamisch-orientalischen Kulturkreis zu nennen. Das bedeutet, daß sich Reste der traditionellen Elemente einer scheriatsrechtlichen Unterstützungspflicht für Verwandte sowie des osmanisch-islamischen Almosen- und Armenwesens erhalten haben (Schirmmacher, 1987), die den in der Türkei immer noch hohen Stellenwert der informellen Sphäre erklären und ein Grund dafür sind, warum das verbandliche Wohlfahrtswesen von geringerer Bedeutung ist.

Das Beispiel der Türkei zeigt – ähnlich wie auch japanische Befunde, die auf starke nachbarschaftliche Hilfe- und Dienstleistungsorganisationen hinweisen (vgl. Thränhardt, A.-M., 1987) –, daß die Wert- und Deutungsmuster der gesellschaftlich-kulturellen Tradition eines Landes Auswirkungen auf die informelle Sphäre der „persönlichen Welt“ und damit indirekt auf die Ausprägung und den Stellenwert des IHDS haben. Da letzteres in seiner Vermittlungsfunktion nicht nur mit den formellen Sektoren verknüpft ist, sondern zugleich auch mit der informellen Sphäre, nimmt es in islamisch-orientalischen bzw. konfuzianisch-asiatischen Kulturen andere Erscheinungsformen an als in den traditionell christlich beeinflussten Kulturkreisen.

3. Fazit

Im ersten Teil dieses Beitrags wurden begriffliche Konzepte und Erklärungsansätze zur Analyse des allgemeinen Systems intermediärer Organisationen vor- und kritisch in Frage gestellt. Im Gegensatz dazu erlaubt das (im zweiten Teil referierte, von David Billis entwickelte) Modell die Formulierung eines theoretischen Ansatzes, der die Unterscheidung von Grund- und Mischtypen der Hilfe- und Dienstleistungsorganisationen und die Kennzeichnung ihrer Struktur- und Bestimmungselemente zuläßt. Das Billis-Modell eignet sich dazu, die Dynamik des IHDS in historischer Sicht und im internationalen Vergleich zu erklären und jene Vergesellschaftungsprozesse zu analysieren, die sich empirisch in regulativer Weise über komplexe gesellschaftlich-institutionelle Arrangements und Konfigurationen vermitteln (vgl. Hirsch, 1990, 30 ff.). Damit ist eine Perspektive

aufgezeigt, die sich bei der Untersuchung der Organisationen des IHDS und bei der Analyse des allgemeinen Systems intermediärer Organisationen als methodisch wegweisend und theoretisch fruchtbar erweisen dürfte.

LITERATURVERZEICHNIS

- AG VERWALTUNGSFORSCHUNG (Hg.): Der Dritte Sektor zwischen Markt und Staat. Tagungsband; Universität Kassel, Kassel 1987
- ABRAMSON, A. J. / SALAMON, L. M.: The Nonprofit Sector and the New Federal Budget; The Urban Institute, Washington 1986
- ANHEIER, H. K.: Zur Rolle von Nicht-Regierungsorganisationen in Afrika; in: Internationales Afrikaforum 1987/2, 183–190
- Ders.: / Seibel, W. (eds.), The Third Sector. Comparative Studies on Nonprofit Organizations; Walter de Gruyter, Berlin, New York 1990
- BADEL, Ch.: Verbandliche Wohlfahrtspflege in Österreich; in: Bauer, R. / Thränhardt A.-M. (Hg.), Verbandliche Wohlfahrtspflege im internationalen Vergleich; Westdeutscher Vlg., Opladen 1987, 33–52
- BARBETTA, P.: The Role of the Nonprofit Sector. Brief Overview of the Economic Literature; Institute for Policy Studies, Johns Hopkins University, Baltimore/MD 1989 (Mskr.)
- BARON, J.: Das deutsche Vereinswesen und der deutsche Staat im 19. Jahrhundert; Göttingen 1962 (Diss. jur.)
- BAUER, R.: Wohlfahrtsverbände in der Bundesrepublik. Beltz Vlg., Weinheim, Basel 1978
- Ders.: Nikolaus Ludwig Zinzendorf, der „verrückte Kerl“; in: Frankfurter Hefte 1983/6, 47–56
- Ders.: Spener, Francke & Co.; in: Bauer, R. (Hg.), Die liebe Not; Beltz Vlg., Weinheim, Basel 1984, 17–27
- Ders.: Intermediäre Hilfesysteme personenbezogener Dienstleistungen in zehn Ländern; in: Ders. / Thränhardt A.-M. (Hg.), Verbandliche Wohlfahrtspflege im internationalen Vergleich; Westdeutscher Vlg., Opladen 1987, 9–30
- Ders.: Enumeration als Wissenschaft?; Darmstadt 1988a (Mskr., Beitrag für die Jahrestagung der DVPW)
- Ders.: Verbesserung durch Laien? – Zur Kritik der Privatisierung Sozialer Dienstleistungen; in: Leviathan, 1988b/4, 488–500
- Ders.: The Private Social Welfare System in the U.S.A. and F.R.G.; Institute for Policy Studies, Johns Hopkins University, Baltimore/MD 1989 (Mskr.) (1990 i. E.)
- Ders.: Voluntary Welfare Associations in Germany and the United States: Theses on the Historical Development of Intermediary Systems; in: Voluntas. International Journal of Voluntary and Non-Profit Organisations 1 (1990a), no. 1, 97–111
- Ders.: Voluntarism, NGO's and Public Policy in the „Third Reich“; in: Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly 1990b/4 (i. E.)
- Ders. / Dießenbacher, H. (Hg.): Organisierte Nächstenliebe; Westdeutscher Vlg.; Opladen 1984
- Ders. / Thränhardt, A.-M. (Hg.), Verbandliche Wohlfahrtspflege im internationalen Vergleich; Westdeutscher Vlg., Opladen 1987
- BILLIS, D.: A Theory of the Voluntary Sector. Implications for Policy and Practice; The Centre for Voluntary Organisation, London 1989 (Working Paper 5)
- BÖCKENFÖRDE, E.-W.: Die politische Funktion wirtschaftlich-sozialer Verbände und Interessenträger in der sozialstaatlichen Demokratie; in: Steinberg, R. (Hg.), Staat und

- Verbände. Zur Theorie der Interessenverbände in der Industriegesellschaft; Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1985, 305–340
- BOLL, F. / Olk, T. (Hg.): Selbsthilfe und Wohlfahrtsverbände; Lambertus Vlg; Freiburg i. B. 1986
- BRONFENBRENNER, U.: Wie wirksam ist kompensatorische Erziehung; Enke, Stuttgart 1974
- DIMAGGIO, P. J. / Anheier, H. K.: The Sociology of Nonprofit Organizations and Sectors; in: Annual Review of Sociology 1990, 16, 137–159
- EASLEY, D. / O'Hara, M.: Optimal Nonprofit Firms; in: Rose-Ackerman, S. (ed.), The Economics of Nonprofit Institutions; University Press, Oxford 1986
- ELMER, A.: Wohlfahrtspflege in Schweden; in: Bauer, R. / Thränhardt A.-M. (Hg.), Verbandliche Wohlfahrtspflege im internationalen Vergleich; Westdeutscher Vlg., Opladen 1987, 195–203
- ESPING-ANDERSEN, G.: Der Einfluß politischer Macht auf die Entwicklung des Wohlfahrtsstaats im internationalen Vergleich; in: Naschold, F. (Hg.), Arbeit und Politik; Campus Vlg., Frankfurt/Main, New York 1985, 467–503
- Ders.: The Three Worlds of Welfare Capitalism; Polity Press, Oxford 1990
- ETZIONI, A.: The Third Sector and Domestic Missions; in: Public Administrative Review 1973, 314–324
- EVERS, A.: Sektor oder Spannungsfeld? Zur Konzeptionierung des intermediären Bereichs und seiner Organisationsdynamik; in: Bauer, R. (Hg.), Intermediarität und Modernisierung. Zur Soziologie von Wohlfahrtsorganisationen; Bremen, Universität, 1991, 8–12
- Ders.: / Ostner, I. / Wiesenhal, H.: Arbeit und Engagement im intermediären Bereich. Zum Verhältnis von Beschäftigung und Selbstorganisation in der lokalen Sozialpolitik; Maro-Vlg., Augsburg 1989
- FILER-COMMISSION (= Commission on Private Philanthropy and Public Needs): The Third Sector; reprinted in: O'Connell, B. (ed.), America's Voluntary Spirit; The Foundation Center, New York 1975
- GASSLER, R. S.: The Economics of Nonprofit Enterprise; University Press of America, 1986
- GILLIGAN, R., u. a.: Intermediäre Hilfesysteme personenbezogener Dienstleistungen in der Republik Irland; in: Bauer, R. / Thränhardt A.-M. (Hg.), Verbandliche Wohlfahrtspflege im internationalen Vergleich; Westdeutscher Vlg., Opladen 1987, 255–276
- GLAGOW, M. (Hg.): Deutsche und internationale Entwicklungspolitik. Zur Rolle staatlicher, supranationaler und nicht-regierungsabhängiger Organisationen im Entwicklungsprozeß der Dritten Welt; Opladen, Westdeutscher Vlg. 1990
- HABERMAS, J.: Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 2; Suhrkamp Vlg., Frankfurt/Main 1981
- HALL, P. D.: The Model of Boston Charity: A Theory of Charitable Benevolence and Class Development; in: Science and Society 38 (1975), no. 4, 464–477
- Ders.: The Community Foundation and the Foundation of Community: The A. C. Trexler Estate of Allentown; Yale University, New Haven, London 1981 (= Program on Non-profit Organizations no. 34)
- Ders.: Philanthropy as Investment; in: History of Education Quarterly 22 (1982), no. 2, 185–191
- Ders.: A Historical Overview of the Private Nonprofit Sector; in: Powell, W. W. (ed.), The Nonprofit Sector; Yale University Press, New Haven, London, 1987, 3–26
- HANSMANN, H. B.: The Role of Nonprofit Enterprise; in: The Yale Law Journal 1980/89, 835–898
- Ders.: Economic Theories of Nonprofit Organizations; in: Powell, W. W. (ed.), The Nonprofit Sector; Yale, University Press, New Haven, London 1987, 27–42
- HIRSCH, J.: Kapitalismus ohne Alternative?; VSA-Vlg., Hamburg 1990

- HODGKINSON, V. A. / Weitzman, M. S.: Dimensions of the Independent Sector. 2nd ed.; Independent Sector, Washington DC 1986
- HORCH, H.-D.: Strukturbesonderheiten freiwilliger Vereinigungen; Campus Frankfurt/Main, New York 1983
- Ders.: Finanzsoziologie freiwilliger Vereinigungen; in: Franz, H.-W. (Hg.), Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung; Opladen, Westdeutscher Vlg. 1985, 364–365
- JAMES, E.: The Nonprofit Sector in International Perspective; in: Journal of Comparative Economics 1982/6, 99–129
- Dies.: The Nonprofit Sector in Comparative Perspective; in: Powell, W. W. (ed.), The Nonprofit Sector; University Press, Yale 1987, 397–415
- Dies. (ed.): The Nonprofit Sector in International Perspective. Studies in Comparative Culture and Policy; Oxford University Press, New York, Oxford 1989
- Dies. / Rose-Ackermann, S.: The Nonprofit Enterprise in Market Economics; Harwood Academics Publishers, Chur 1986
- JESSEN, J. / Siebel, W. / Siebel-Rebell, Ch. / Walther, U.-J. / Weyrather, I.: Arbeit nach der Arbeit. Schattenwirtschaft, Wertewandel und Industriearbeit; Westdeutscher Vlg., Opladen 1988
- KAHN, A. J. / Kamerman, S. B.: Social Services in International Perspective; Transaction Books, New Brunswick, New York 1980
- KRAMER, R. M.: Voluntary Agencies in the Welfare State; University of California Press, Berkeley 1981
- KRASHINSKY, M.: Transaction Cost Theory of the Nonprofit Organization; in: Rose-Ackerman, S. (ed.), The Economics of Nonprofit Institutions; Oxford University Press, New York, Oxford 1986
- KÜSSELBERG, H.-G.: Vitalvermögenspolitik und die Einheit des Sozialbudgets; in: Lüscher, K. (Hg.), Sozialpolitik für das Kind; Ullstein, Frankfurt/Main 1984, 143–180
- LAWSON, R.: Gegensätzliche Tendenzen in der Sozialen Sicherheit. Ein Vergleich zwischen Großbritannien und Schweden; in: Zeitschrift für ausländisches und internationales Arbeits- und Sozialrecht 1987/1, 23–44
- LEIBFRIED, S.: Sozialstaat Europa? Integrationsperspektiven europäischer Armutsregimes; in: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Wohlfahrtspflege 70 (1990), H.9, 295–305
- LEVITT, Th.: The Third Sector; New York 1973
- LÜERS, U.: Jugendarbeit im Zugriff von Verwaltung und Politik; Vlg. Jugend & Politik, Frankfurt/Main 1979
- MCCARTHY, K. D.: Noblesse Oblige. Charity and Cultural Philanthropy in Chicago, 1849–1929; University of Chicago Press, Chicago, London 1982
- MILOFSKY, C.: Community Organizations; Oxford University Press, New York, Oxford 1988
- NOVY, K.: Genossenschafts-Bewegung. Zur Geschichte und Zukunft der Wohnreform; Transit, Berlin 1983
- O'CONNEL, B. (ed.): America's Voluntary Spirit; The Foundation Center, New York 1983
- O'CONNOR, J.: Die Finanzkrise des Staates; Suhrkamp Vlg., Frankfurt/Main 1974
- OLK, Th. / Heinze, R. G.: Die Bürokratisierung der Nächstenliebe; in: Sachße, Ch. / Tennstedt, F. (Hg.), Jahrbuch der Sozialarbeit 4, Rowohlt, Reinbek 1981, 233–271
- PIVEN, F. F. / Cloward, R. A.: Regulierung der Armut; Suhrkamp Vlg., Frankfurt/Main 1977
- POWELL, W. W. (ed.), The Nonprofit Sector; Yale University Press, New Haven, London, 1987

- RASCHKE, P.: Vereine und Verbände. Zur Organisation von Interessen in der Bundesrepublik Deutschland; Juventa München 1978
- REESE, J.: Die gesellschaftliche Bedeutung des Dritten Sektors; in: AG Verwaltungsforschung (Hg.), Der Dritte Sektor zwischen Markt und Staat. Tagungsband; Universität Kassel, Kassel 1987, 1–16
- Ders., u. a. (Hg.): Zwischen Markt und Staat; Nomos Vlg., Baden-Baden 1989
- REICHARD, Ch.: Der Dritte Sektor; in: Die öffentliche Verwaltung 1988, 363–370
- Ders.: Abgrenzung, Typisierung und Deskription des Dritten Sektors; in: Reese, J., u. a. (Hg.): Zwischen Markt und Staat; Nomos Vlg., Baden-Baden 1989
- REYER, J.: Die Rechtsstellung und der Entfaltungsraum der Privatwohlthätigkeit im 19. Jahrhundert in Deutschland; in: Bauer, R. (Hg.), Die liebe Not; Beltz Vlg., Weinheim, Basel 1984, 28–51
- RICHTER, R.: Soziokulturelle Dimensionen freiwilliger Vereinigungen; Minerva, München 1985
- RONGE, V.: Der Dritte Sektor zwischen Markt und Staat; in: Hartwich, H.-H. (Hg.), Macht und Ohnmacht politischer Institutionen; Westdeutscher Vlg., Opladen 1989, 464–472
- Ders.: Zentrale Begriffe zur Analyse von Organisationen im Dritten Sektor; in AG Verwaltungsforschung (Hg.), Der Dritte Sektor zwischen Markt und Staat. Tagungsband; Universität Kassel, Kassel 1987, 33–53
- ROTH, R. / Rucht, D. (Hg.): Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland; Campus Vlg., Frankfurt/Main, New York 1987
- SACHSSE, Ch. / Tennstedt, F.: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Bd. 2; W. Kohlhammer, Stuttgart 1988
- SALAMON, L. M.: Nonprofit Organizations; in: Palmer, J. L. / Sawhill, I. V. (eds.), The Reagan Record; Ballinger Publishing Company, Cambridge 1984
- Ders.: Partners in the Public Service; in: Powell, W. W. (ed.), The Nonprofit Sector; Yale University Press, New Haven, London 1987, 99–117
- SCHIRRMACHER, G.: „Sosyal Yardim Kurumlari“ in der Türkei; in: Bauer, R. / Thränhardt A.-M. (Hg.), Verbandliche Wohlfahrtspflege im internationalen Vergleich; Westdeutscher Vlg., Opladen 1987, 229–254
- SEIBEL, W.: Der funktionale Dilettantismus. Universität Kassel, Kassel 1988a (Habil.)
- Ders.: The Function of the Mellow Weakness; in: James, E. (ed.), The Nonprofit Sector in International Perspective; Oxford University Press New York, Oxford 1988b, 177–192
- Ders.: Der Dritte Sektor zwischen Markt und Stadt; Darmstadt 1988c (Mskr.; Beitrag für die Jahrestagung der DVPW)
- STAMMER, O. / Hirsch-Weber, W. / Diederich, N. / Gerschmann, A. / Gottschalch, W. / Grohs, G. / Gustävel, H.: Verbände und Gesetzgebung; Westdeutscher Verlag, Köln, Opladen 1965
- STREECK, W.: Vielfalt und Interdependenz. Probleme intermediärer Organisationen in sich verändernden Umwelten; WZB, Berlin 1987 (discussion papers; IIM/LMP 87–3)
- THRÄNHARDT, A.-M.: Organisierte Freiwilligkeit. Ehrenamtlichkeit als tragende Struktur des japanischen Sozialwesens; in: Bauer, R. / Thränhardt, A.-M. (Hg.), Verbandliche Wohlfahrtspflege im internationalen Vergleich; Westdeutscher Vlg., Opladen 1987, 204–225
- THRÄNHARDT, D.: Established Charity Organizations, Self-Help Groups and New Social Movements in Germany; Institut für Politikwissenschaft, Münster 1987
- Ders. u. a. (Hg.): Wohlfahrtsverbände zwischen Selbsthilfe und Sozialstaat; Lambertus Vlg., Freiburg i. B. 1986
- TROJAN, A., u. a.: Handlungsfelder und Entwicklungen von Selbsthilfegruppen; Hamburg, 1985 (Mskr.)

- Dies.: Activity Areas and Development of Self-Help Groups; in: *Nonprofit and Voluntary Sector Quarterly* 1990/4 (i. E.)
- WAGNER, A.: Decentralization, Privatization, and Deprofessionalization: Is Small Always Beautiful?; in: Guzzetta, Ch. / Katz, A. J. / English, R. A. (eds.), *Education for Social Work Practice*; Council on Social Work Education, New York 1984, 9-17
- Ders.: L'évolution du budget social de la Suisse; in: *Revue Francaise des affaires sociales* 39 (1985), 41-57
- Ders.: The Nonprofit Sector in Switzerland: Taxonomy and Dimensions; in: Anheier, H. K. / Seibel, W. (eds.), *The Third Sector. Comparative Studies on Nonprofit Organizations*; Walter de Gruyter, Berlin, New York 1990, 303-312
- WEISBROD, B. (ed.): *The Voluntary Nonprofit Sector*; Lexington Books, Lexington / Mass. 1977
- Ders.: *The Nonprofit Economy*; Harvard University Press, Cambridge/Mass. 1988
- WINDHOFF-Héritier, A.: Institutionelle Interessenvermittlung im Sozialsektor. Strukturmuster verbandlicher Beteiligung und deren Folgen; in: Hartwich, H.-H. (Hg.), *Macht und Ohnmacht politischer Institutionen*; Westdeutscher Vlg., Opladen 1989, 158-176
- WINKLER, J. / Karhausen, R.-R.: *Verbände im Sport*; Vlg. Karl Hofmann, Schorndorf 1984

L'AIDE SOCIALE UN MYTHE AU SERVICE DE L'ASSISTANCE PUBLIQUE

Laurent Jaques

Service de recherche de l'Hospice Général, 12,
Cours de Rive, 1211 Genève 3

Cet article est réalisé à partir des résultats d'une enquête auprès de 200 Suisses assistés à Genève, *Vivre à l'assistance – Argent, gêne et malentendus*, menée par Isabelle Chillier, Bernard Clerc, Laurence Dejean, Laurent Jaques, Monique Julien et un groupe de travailleurs sociaux appartenant au Service d'action sociale de l'Hospice général (HG), Institution genevoise d'action sociale.* En sus de l'appréciation des prestations par les assistés, nous avons tenté de clarifier la dynamique psychosociologique de l'institution «assistance publique». Le projet s'est donc construit à partir d'interrogations relatives à l'articulation de la demande des usagers et de l'offre du «tandem» assistant-administration. Cette réflexion sur les possibilités et limites de la politique d'assistance s'est bien sûr développée autour des caractéristiques institutionnelles et organisationnelles qui portent et favorisent l'interaction assistant-assisté. La prise en compte simultanée du cadre social de l'assistance publique et du niveau de son application nous ont permis de dégager quelques mécanismes de son maintien et de sa production.

1. Les bases légales et réglementaires

L'organisation de l'assistance publique est balisée par des principes conformes à l'idéal démocratique.¹ La loi genevoise sur l'assistance publique, le règlement de l'Hospice général et les buts et principes de la politique d'assistance et d'aide sociale de l'Hospice général expriment clairement deux principes qui doivent présider à la reconquête de l'autonomie sociale et économique des assistés: leur participation active et la volonté de mettre au premier plan l'aide sociale et au second l'aide économique.

- Art. 4, a): «Une aide sociale qui a pour fin principale la réintégration sociale et économique à laquelle *participent activement* les bénéficiaires.» (Extrait de la loi sur l'assistance publique du 19.9.1980)

* Je remercie Michel Vuille pour ses critiques et remarques concernant ce texte. Celles-ci ont notamment clarifié le paradoxe de la position intermédiaire des assistés.

¹ A ce propos, nous rejoignons P. Lascombes, pour qui «la fiction selon laquelle la légalité est une et indivisible, exigeant une application générale et abstraite, constitue une des principales fictions des sociétés démocratiques.» (1990, p. 45)

- Art. 28: «L'aide économique de l'Hospice général est le complément de son aide sociale. Celle-ci a pour fins principales la réintégration sociale des intéressés.»

«Il (HG) veille à ce que les bénéficiaires de l'action sociale participent activement à leur réintégration sociale et économique.» (Extraits du règlement de l'Hospice général approuvé par le Conseil d'Etat le 13.9.1982)

Nous retrouvons ces deux principes dans les buts et principes de la politique d'assistance et d'aide sociale de l'Hospice général. En effet, «l'aide financière proprement dite est un appoint qui permet parallèlement le développement d'une relation sociale individuelle ou de groupe» (point 2.5). La participation est notamment exprimée au point 3.1: «La relation d'aide sociale est définie par l'établissement d'un contrat de partenaires dans lequel le travailleur social et l'usager conviennent du ou des objectifs à atteindre.»

Par ailleurs, ces deux principes sont en accord avec la déontologie des travailleurs sociaux suisses. Le premier paragraphe du préambule du code de déontologie de l'assistant social donne l'objectif premier de la profession.

«Le service social est une activité professionnelle spécifique qui vise à favoriser une meilleure adaptation réciproque des personnes, des familles, des groupes et du milieu social dans lequel ils vivent et à développer le sentiment de dignité et de responsabilité des individus, en faisant appel aux capacités des personnes, aux relations interpersonnelles et aux ressources de la collectivité.» (Association 1984).

Les questions: «Est-ce que ces principes sont réalisables dans le cadre administratif et matériel existant?», et, «comment ces deux intentions de l'institution sont vécues, perçues et appréciées par les usagers?» —, nous ont guidées dans notre tentative de saisir le comment de la régulation des problèmes socio-économiques auxquels se heurtent les individus.

Même si notre intention n'est pas d'évaluer strictement les effets du droit relatif à l'assistance publique, c'est-à-dire de constater son effectivité et son ineffectivité juridique, nous souscrivons à «l'idée du droit envisagé moins comme une contrainte que comme ressource pour l'action.» (Lascoumes, 1990, 45) Pour reprendre l'analogie de P. Lascoumes entre la démarche linguistique et la démarche juridique, notre recherche fait apparaître le droit, «moins comme il se pense que comme il 'se parle', moins comme il s'énonce que comme il est agi.» (1990, 52) Comme nous le verrons, dans le cas de l'assistance publique, le droit ne détermine, ni n'oriente même pas la relation de l'aide sociale. Son rôle se limite à celui d'élément tactique du dispositif administratif producteur de l'assistance publique. Dans le cadre de nos interrogations, à la question de son application et à celle de son contournement, progressivement s'est substituée celle de son rôle de pourvoyeur de légitimités institutionnelles et d'identités professionnelles.

A l'opposé, les décisions et les procédures administratives et financières sont régies par des directives précises et des contrôles permanents de la hiérarchie et des experts extérieurs.

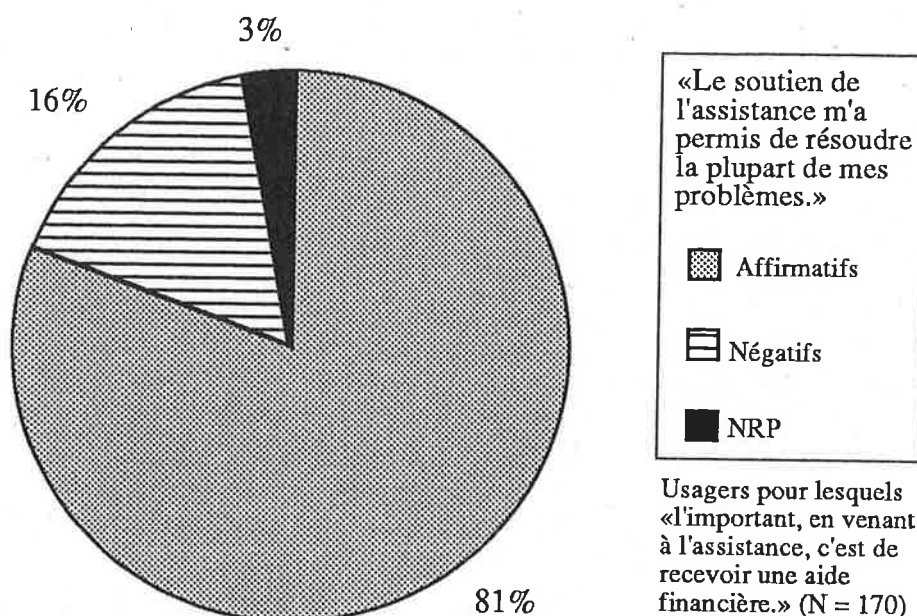
Avant d'aborder le terrain, nous commentons brièvement notre usage de la notion de dispositif. Nous ne l'entendons pas dans une perspective mécaniste et/ou déterministe. Même si la démarche philosophico-historique de M. Foucault nourrit largement notre réflexion, cette notion pour nous correspond plus à celle de *Forme-Schème* de R. Ledrut qu'à celle de quadrillage de l'espace socio-politique décelée dans le panoptique. En tension avec les valeurs et les conceptions dominantes de la politique sociale, ce dispositif existe à partir d'une réalité empirique: la relation assistant-assisté. Ainsi, ce dispositif doit son existence à la confrontation de l'histoire particulière des protagonistes et du consensus en matière d'assistance publique. En paraphrasant R. Ledrut à propos de la forme de la scolarisation, nous considérons le dispositif de l'administration de l'assistance publique comme étant à la fois l'organisation assistance publique distribuée dans les services sociaux et la fonction d'assistance propre à la société suisse. «Comme toute *Forme*», ce dispositif «est à la fois abstrait et concret, relativement enveloppant et autonome par rapport à l'organe concret mais plus engagé dans les processus spatio-temporels que la *Fonction*» (Ledrut, 1984, 71).

Au vu de nos échanges permanents avec les travailleurs sociaux et de nos contacts ponctuels avec les assistés, cette position épistémologique nous semble être particulièrement heuristique pour notre tentative de rendre compte de l'intégration, de l'adaptation et de la résistance des acteurs au contexte administratif et symbolique de l'assistance publique. C'est des routines nécessaires à l'action que notre réflexion s'élève. Il s'agit pour nous de comprendre et critiquer les valeurs propres aux pratiques quotidiennes. Cela afin de déceler les éventuelles «distorsions qui empêchent l'individu de concilier l'autonomie de sa volonté avec les exigences issues» des «médiations symboliques» (Ricoeur, 1986, 258). Ces distorsions, soutenues par le dispositif, sont notamment produites par l'interaction assistant-assisté. Conscient que la conformité au discours de l'assistant minimise les refus et les tensions, l'assisté est un des agents qui engendre la réalité de l'assistance publique. C'est à la fois de sa compréhension de la demande des assistants sociaux et de son témoignage relatif à son expérience quotidienne d'assisté que nous avons dégagé notre interprétation de la dynamique de l'assistance publique.

2. L'impératif financier

A n'en pas douter, la motivation première qui conduit les personnes à l'assistance c'est le besoin urgent d'argent. Elles sont 85% à reconnaître qu'«en venant à l'Hospice général, l'important c'est de recevoir une aide financière.»

Graphique 1: La résolution des problèmes et l'importance de l'aide financière



Aussi, nous avons confronté ce résultat avec celui relatif à la résolution de leurs problèmes. Pour des raisons de clarté, dans le tableau ci-dessous, nous avons regroupé les réponses «vrai» et «plutôt vrai» sous le terme «affirmatifs» et les réponses «faux» et «plutôt faux» sous celui de «négatifs». Ce tableau nous donne donc la répartition des usagers pour qui l'important c'est de recevoir une aide financière (N=170) selon qu'ils estiment ou non que l'assistance a répondu à la plupart de leurs problèmes.

«J'ai retrouvé en moi-même»	«Pour moi l'important c'est de recevoir une aide financière»		
	Affirmatifs	Négatifs	Total
Affirmatifs	72%	6%	78%
Négatifs	20%	2%	22%
	92%	8%	100%

N=169

Ici, nous avons la confirmation d'une affinité entre l'aide financière et la satisfaction des assistés. Nous pouvons également lire une forte association entre l'importance financière et la confiance retrouvée grâce à l'intervention de l'assistance publique.

Ajoutons encore que pour 60% des assistés, la compréhension de leur situation par l'assistant passe par une réponse matérielle (aide financière-démarche administrative-solution efficace). A la question: «Qu'est-ce qui vous a prouvé que l'assistant(e) social(e) a compris votre situation?» (une réponse possible). Nous obtenons la distribution suivante:

Vous a accordé une aide financière	39%	78
Vous a permis d'éclaircir la nature de vos difficultés	20%	40
A respecté votre façon de voir les choses	16%	32
Vous a aidé à effectuer des démarches	14%	29
Vous a trouvé une solution efficace	6%	12
Autres	4%	9
	100%	(N = 200)

Si ces résultats pour certains peuvent confiner au truisme, ils sont cependant à mettre au premier plan de notre réflexion lorsqu'on connaît l'insistance de la politique d'assistance à considérer l'aide sociale avant l'aide économique.

A partir de ces trois tableaux nous constatons déjà un «écart», voire une contradiction entre les intentions législatives, institutionnelles et la satisfaction des assistés. Comment l'action sociale va-t-elle gérer ce que nous nous proposons de nommer provisoirement un «malentendu institutionnel»?

3. Le sentiment d'assisté

Avant de franchir le seuil du bureau de l'assistant social, 91% des personnes reconnaissent directement ou indirectement que leur démarche s'accompagne d'un fort sentiment de gêne. A cela s'ajoute le fait qu'un tiers de notre échantillon dit ne pas être gêné par rapport à son entourage, que le 9% n'a pas répondu à la question et que le 58% (116) reconnaît être gêné par rapport à ...

La société	31%	62
La famille	20%	39
Les amis	17%	34
Les collègues ou les personnes rencontrées les jours de la semaine	11%	23
Les voisins	10%	21
Autres	2%	3
	100%	N = 200

De toute évidence, l'image ordinaire de l'assistance publique induit un malaise pour la grande majorité des demandeurs de l'assistance. Elle a notamment son origine dans le mépris de l'échec économique propre à l'économisme régnant. L'extrait d'entretien ci-dessous, nous semble bien illustrer le malaise engendré par l'image de l'assistance publique.

«L'image que j'avais, je pense qu'elle m'a été donnée par mon entourage, plus spécialement la famille, comme quoi c'était un peu déshonorant de venir demander quelque chose, que les gens qui s'adressaient à vous, c'étaient des gens paumés, entre guillemets. C'était un peu l'image que j'avais et je refusais cette image.»

(Femme de 36 ans, interview No 4)

La politique étatico-libérale fait que, non seulement les personnes subissent d'importantes restrictions économiques dans les domaines vitaux, mais qu'en plus celles-ci se doublent d'un fort sentiment de honte. C'est bien là que résident la difficulté et l'ambiguïté de l'action sociale. En effet, «la honte rend présente une image de soi que l'on refuse parce qu'elle vous rend inférieur face à l'autre mais qu'on ne peut s'empêcher de reconnaître simultanément parce que 'c'est ainsi que l'autre vous voit' ... Cette tension entre ces deux images provoque le désir d'être autre». (Brébart, 1984, p. 116)² Face à ce malaise, l'action sociale peut alors tout aussi bien engendrer une attitude de soumission chez l'usager ou, à l'inverse, lui fournir un soutien pour réaliser lui-même son éventuel projet de changer sa situation.

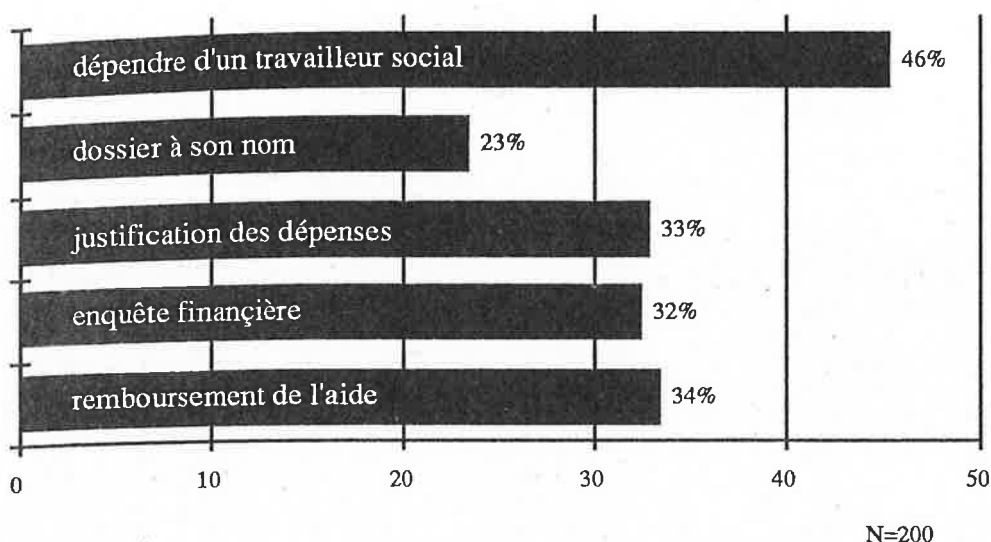
Les termes les plus souvent utilisés pour qualifier la gêne sont ceux d'«humiliation», de «contrainte», et de «culpabilité». Ces termes sont choisis respectivement par le 52%, le 20% et le 16% des assistés qui affirment être gênés.³ Fait écho à cette gêne, l'obligation de dépendre d'un travailleur social considérée par les assistés comme l'exigence la plus pénible à accepter. En effet, comme l'illustre la graphique deux, cette obligation est estimée «pénible» ou «très pénible» par le 46% de notre univers.

En fait, dès le premier rendez-vous, voire le deuxième, le demandeur est censé avoir exposé l'ensemble de ses difficultés et connaître les possibilités d'aide et les exigences institutionnelles. Durant le premier entretien, il est donc surtout question d'argent et des conditions pour en bénéficier. L'action sociale se résume à une évaluation des possibilités financières et à une communication des exigences mentionnées. L'aide sociale, quand elle est possible, se limite donc à de l'information sociale et à des démarches administratives. Si la participation ne

2 A propos de la honte voir également, *L'être et le néant*, J. -P. Sartre, Gallimard, Coll. Tel, 1980, 315, et, l'article de V. de Gaulejac, *Honte et pauvreté*, Revue Travail Social, juin 1990, 15-22. Ce dernier constitue un bref mais efficace état de la question.

3 Les derniers 12% se distribuent de la manière suivante: 6% pour le terme «complication», 4% pour celui de «contrôle» et 2% n'ont pas répondu.

Graphique 2: Exigences évaluées «pénible» et «très pénibles»



rentre pas en ligne de compte, dans cette première étape, l'usager apprend que la relation ne se borne pas à un échange économique, à accepter les exigences administratives contre une aide financière, mais que cette relation se double d'un échange social. Ce dernier sera le régulateur de la relation usager-institution. En effet, l'usager se voit attribuer un assistant auquel il rendra des comptes, mais avec qui il est surtout supposé démêler et comprendre les raisons qui l'ont mené à l'assistance afin d'accéder rapidement à son autonomie financière. Concrètement, c'est à ce moment que débute la rationalisation des problèmes socio-économiques rencontrés par les assistés. Cette enclave dans l'assistance économique constitue en fait l'espace où sont reformulées et/ou escamotées les difficultés socio-économiques des assistés.

4. L'espace de l'aide sociale

Si les procédures et les responsabilités administratives sont clairement décrites dans le cahier des charges des travailleurs sociaux et dans le Mémento du Service d'action sociale (recueil de 320 pages sur les prestations, les allocations financières et les procédures administratives de l'action sociale), mis à part les principes de la politique d'assistance mentionnés plus haut, il n'y a dans ce Mémento que deux pages concernant la pratique de l'aide sociale.⁴ Autrement dit,

⁴ Ce chapitre, «*Le projet d'action sociale*», préconise l'utilisation du contrat et donne les «étapes par lesquelles chaque travailleur social est appelé à passer dans le travail social avec le consultant.» De manière très générale sont donc décrites les étapes suivantes: *La demande du consultant, analyse de la demande, le projet d'action sociale, contrat d'action sociale, l'évaluation de l'objectif*. Si ce texte globalement n'ajoute rien de particulier aux intentions de

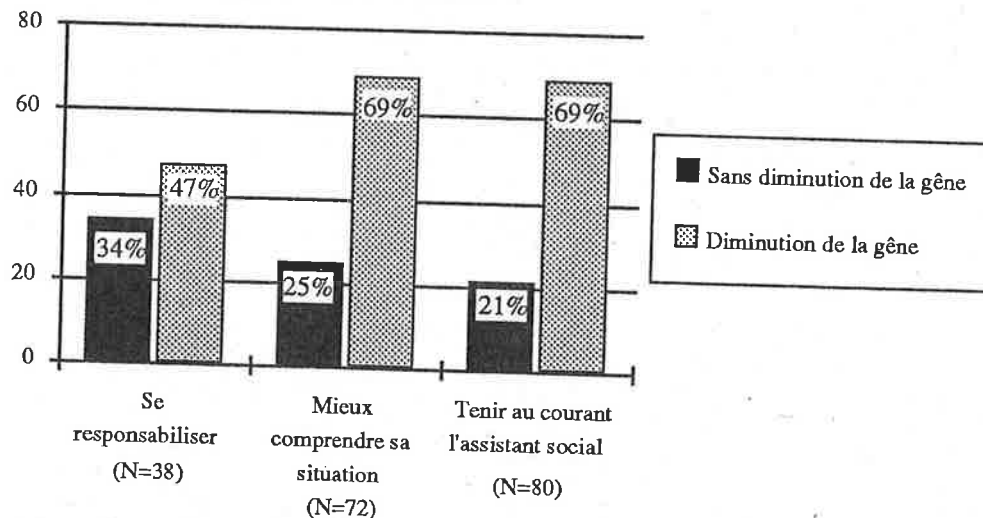
l'aménagement de cette pratique est laissé aux travailleurs sociaux. Dans cette «zone d'incertitude»⁵, comment se développe alors, avec la participation de l'assisté, l'aide sociale visant à favoriser la reconquête de son autonomie?

A la question, «*Pour vous à quoi servent d'abord les entretiens avec l'assistant social?*», nous avons proposé aux assistés trois degrés d'utilité: «A tenir au courant l'assistant social», «A mieux comprendre sa situation» et «A se responsabiliser face à ses problèmes». Nous avons obtenu la distribution suivante:

A tenir au courant l'assistant(e) social(e)	40%	80
A mieux comprendre sa situation	36%	72
A se responsabiliser face à ses problèmes	19%	38
Autres	5%	10
Total	100%	N=200

Si, pour le 40%, la mise au courant domine la perception des entretiens, nous constatons que pour 55% des individus les entretiens représentent plus que des contacts formels. Afin d'éclaircir ces résultats, nous les avons croisés avec ceux relatifs à l'impression des assistés de la diminution ou non de la gêne lors des entretiens. Nous avons obtenu le tableau suivant:

Graphique 3: *L'évolution de la gêne et la perception de l'utilité des entretiens*



la loi et des règlements, nous relevons toutefois l'extrait relatif à (aux) objectif(s) à atteindre avec le consultant, «*ceux-ci doivent être réalistes et réalisables*», qui a le double avantage de préserver les conditions institutionnelles et de laisser, dans ce cadre, une liberté d'interprétation et de réalisation au travailleur social.

5 Cette notion au même titre que celles de «marge de liberté» et de «jeu» développées notamment par M. Crozier et E. Friedberg (1977), est particulièrement heuristique pour l'observation du

Nous constatons que l'engagement des assistés dans leur relation avec le travailleur social dépend en grande partie de la persistance de la gêne. En effet, la perception de l'action sociale comme un simple échange d'informations est notamment fonction de la diminution de la gêne. Le rôle de l'aide sociale consiste donc notamment à déculpabiliser les personnes et à leur permettre de retrouver leur dignité malgré leur statut. La déculpabilisation et la réhabilitation est au coeur de la dynamique de l'aide sociale. La tension engendrée par la gêne et la nécessité économique modèlent la pratique de l'action sociale. Si le besoin économique légitime la dépendance des personnes auprès de l'assistance publique, la gêne nourrit l'aide sociale. Elle a le double avantage fonctionnel de contenir les problèmes sociaux au niveau de l'individu et de constituer de la «substance sociale» à traiter dans la relation assistant-assisté. Dans la mesure où la plupart des travailleurs sociaux oeuvrent pour la diminution de la gêne, celle-ci facilite le contact avec l'assisté⁶, la tension qu'elle occasionne chez l'utilisateur apparaît clairement dans ce fragment d'interview:

Au début, «j'étais plutôt observatrice, je disais le minimum. Il fallait un petit peu me sortir les vers du nez et puis il y a des choses que j'estimais personnelles que j'avais pas à dire. Je crois que c'est vraiment l'autre, la personne qui nous reçoit qui peut, peut-être, au bout de 2,3 ou 4 fois, nous mettre en confiance et puis prouver justement que c'est pas honteux.»

(Femme de 36 ans, interview no 4)

Bien que contraint de passer par un travailleur social, l'assisté est prédisposé affectivement à établir une relation peu ou pas conflictuelle avec celui-ci. Son statut de demandeur et sa gêne le rendent particulièrement sensible aux aspects volontaristes des propos de son interlocuteur. Comme on dit, «quand on est 'tombé' à l'assistance, il s'agit d'en sortir le plus vite possible». Ainsi, pour la question: «D'après vous quelles sont les raisons qui facilitent une réponse favorable des assistants sociaux à l'égard des usagers?», nous obtenons les choix suivants:

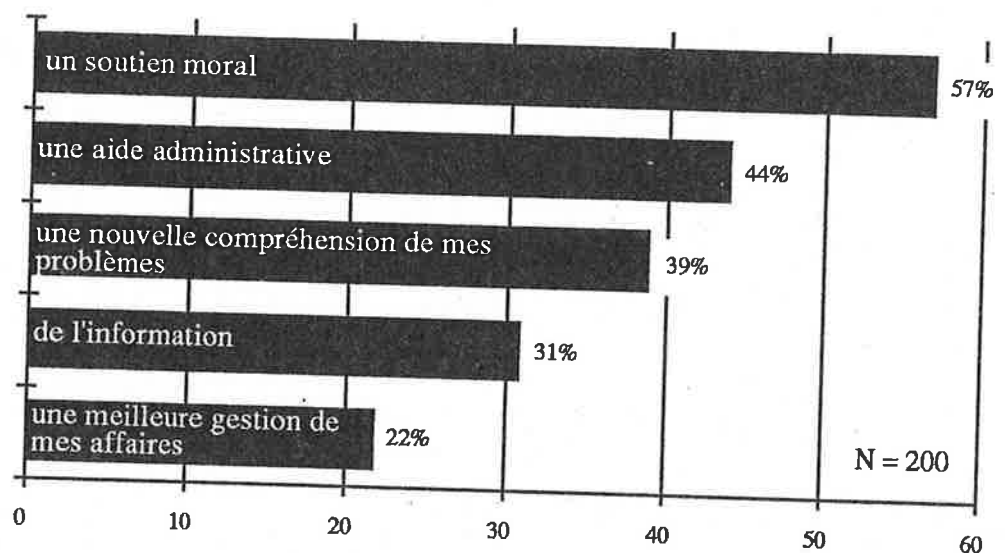
moment phénoménologique des interactions et négociations entre les individus dans une organisation donnée. Ceci dit, la sous-estimation des éléments idéologiques qui soutiennent les stratégies des acteurs peut cantonner ces notions au mythe libéral du citoyen libre et égal. La conscience du dispositif et celle de son intégration dans le consensus sont nécessaires à l'individu pour aménager sa volonté avec les contraintes institutionnelles.

- 6 A partir d'une liste de 50 adjectifs «positifs», «négatifs» et «neutres» les assistés pouvaient se définir («Depuis que je suis à l'assistance, je me sens...»). Il ressort que les adjectifs «positifs» les plus souvent choisis sont «encouragé», «compris» et «accepté». Les adjectifs «négatifs» les plus fréquents sont «angoissé» et «anxieux».

La volonté de s'en sortir	61%	122
La nature des problèmes rencontrés	57%	115
Le respect des accords pris entre l'usager et l'assistant social	39%	78
Que l'usager se plie aux exigences de l'Hospice général	12%	24
La reconnaissance de ses erreurs	8%	16
	100%	N = 200

Mis à part «la nature des problèmes rencontrés», c'est une attitude active, du moins un discours volontariste qui domine les réflexes et les stratégies des assistés. En fait, c'est à ce niveau que s'ajustent la demande du citoyen et l'offre institutionnelle. A ce propos, il est tout de même remarquable que le 57% des assistés considère qu'après le soutien financier, le soutien moral est l'apport le plus important de l'assistance.

Graphique 4: «En plus du soutien financier, que vous a apporté l'hospice générale?»



A cela s'ajoute le fait que 65% des personnes reconnaissent que leur gêne a diminué lors des entretiens. Le commentaire ci-dessous évoque ce travail d'approvisionnement nécessaire à la relation.

«Je trouve qu'ils sont très gentils, très compétents et très humains, vraiment. On est à l'aise quand on est avec ces personnes. Personnellement avec la personne qui s'occupe de moi, je suis très à l'aise, j'ai plaisir à la voir, même si je n'aime pas aller à l'Hospice.»

(Femme de 29 ans, interview no 6)

Cette face de l'interaction assistant-assisté met en lumière le caractère *opératoire* (Ricoeur, 1986, 309) de l'idéologie qui fonde la régulation des problèmes socio-économiques des individus. Aussi, de manière relativement douce, nous glissons des problèmes structurels à celui de la gêne d'être assisté. Fragile psychologiquement et intéressé financièrement, l'assisté participe lui-même à la distorsion de la perception de ses difficultés.⁷ Il comprend vite que le discours volontariste est littéralement le plus payant moralement et matériellement. A partir de là, le rôle et les attributions de chacun sont fixés. Les éventuels conflits et tensions sont alors systématiquement interprétés en fonction de la personnalité des individus et/ou de l'insuffisance de l'aide financière. En d'autres termes, la réflexion sur le contexte socio-économique des usagers est esquivée, du moins biaisée grâce à l'urgence financière et au sentiment de gêne.⁸

La rencontre assisté-assistant est bien un lieu institutionnalisé où se réalise le pouvoir. L'image de l'assistance et son corollaire la gêne, l'urgence financière et l'offre institutionnelle basée sur l'aide financière et la négociation de la gêne induisent des stratégies et des comportements qui légitiment la logique individualisante de l'institution «assistance publique». Naturellement, les stratégies et comportements propres aux usagers et aux travailleurs sociaux engendrent des relations diverses. Cela dit, l'absence de prescriptions précises et de sanctions relatives à la pratique de l'aide sociale, le «malentendu» entre les intentions législatives et la demande des usagers mettent en relief la forme à partir de laquelle sont gérées et vécues les carences de la politique sociale et économique. En paraphrasant M. Foucault, nous constatons que la loi n'agit pas en tant que prescriptions obligatoires, mais, au même titre que la gêne et le caractère très général des directives concernant l'aide sociale, elle agit comme une des tactiques de la gouvernementalité de l'assistance publique. Ici, nous ne sommes pas en présence de l'impuissance bureaucratique décrite par M. Crozier pour qui «une organisation bureaucratique serait une organisation qui n'arrive pas à se corriger en fonction de ses erreurs.» (1963, 229) Il s'agit plutôt d'un dispositif minimaliste fondé sur un vide juridique et réglementaire qui, dans des limites temporelles très

7 Comme le dit V. de Gaulejac: «Quand on a besoin d'un traitement, d'un secours, d'une aide, d'un logement, d'un travail, on accepte l'humiliation d'être traité en objet ou, en tout cas, on s'y résigne» (1990, 25). A ce propos, L. Mazeaud cite l'écrivain M. Soldati qui a témoigné de son expérience de l'assistance publique: «Je me trouvais, me sentais dans une situation désagréable, à la fois d'infériorité et de privilège. De privilège parce qu'une faveur m'était faite. D'infériorité parce que c'était une faveur à laquelle je n'avais pas droit, par conséquent une faveur humiliante.» (1985).

8 Cependant l'ambiguïté de la double contrainte à se conformer aux normes institutionnelles et à se présenter comme un sujet devant dépasser sa situation d'assisté peut maintenir un dilemme de définition chez ce dernier. A ce propos, il serait intéressant de comparer la problématique d'identification rencontrés chez les usagers de l'assistance publique avec celle des travailleurs immigrés décrites et discutées notamment dans le numéro spécial de la RSS, *Entre-deux-mondes des travailleurs immigrés* (1984).

étroites,⁹ laisse aux travailleurs sociaux le «choix» de l'orientation de l'aide sociale. Aussi, la rationalité qui va présider à cette dernière consiste naturellement à tabler sur les valeurs dominantes et leurs effets sur les individus.

Ce dispositif a les avantages d'amortir les difficultés rencontrées par les citoyens et d'entretenir une identité professionnelle chez les travailleurs sociaux. Cette défection de consignes relatives à l'aide sociale favorise le renouvellement du discours professionnel. En effet, le marché des méthodes ne peut être en contradiction avec ce dispositif dans la mesure où, comme nous venons de le voir, les intentions législatives s'accordent à la déontologie du travail social. A ce sujet, il serait particulièrement intéressant d'éclaircir la dynamique socio-politique qui sous-tend l'engouement croissant des professionnels et des institutions pour l'analyse systémique. Sans développer cette question ici, nous pouvons déjà dire que les méthodes systémiques ont notamment comme caractéristique de se passer des problématiques relatives à l'instituant et à l'institué. Limitées à un cercle phénoménologique, elles escamotent les significations contextuelles. Concrètement, elles ne permettent pas à l'usager de se choisir lui-même en fonction de son statut d'assisté et de son parcours social. A cela s'ajoute la séduction propre à ces techniques qui d'une part apportent une théorie digeste faisant souvent cruellement défaut dans le monde du social et d'autre part gratifient les travailleurs sociaux de la possibilité de collaborer étroitement avec des spécialistes tels que les psychologues et les psychiatres.

Ce dispositif est également voilé par les critiques des travailleurs sociaux qui portent généralement sur des dysfonctionnements locaux. Ces revendications ont l'avantage d'impliquer personnellement les travailleurs sociaux sans pour autant remettre en question ce dispositif. Au contraire, elles le renforcent. En fait, la hiérarchie, moyennant des discussions, voire un conflit ouvert, finit souvent par modifier tel ou tel aspect en vue d'un meilleur fonctionnement. Précisons que nous sommes loin de R. Lourau pour qui «l'institutionnalisation est le contenu du réformisme opposé à la fois au révolutionnarisme de l'instituant et au conservatisme de l'institué. Contre les formes instituanes, le réformisme pense qu'il faut trouver à tout prix des formes stables. Contre l'institué, il pense que la stabilité se nourrit d'emprunts, de récupérations du mouvement instituant, de retouches, de modernisation des formes usagées» (1978, 69). Ici, il ne s'agit pas d'un processus de récupération tel que R. Lourau l'entend, mais simplement d'une reconnaissance à retardement par les décideurs et gestionnaires de dysfonctionnements bien réels constituant des entraves pour la bonne marche de l'appareil administratif.

9 Un travailleur social à plein temps est responsable de la gestion de 70 dossiers. L'information et les opérations administratives dominent largement en durée l'aide sociale.

5. La question de la participation

A ce point, il s'agit de nous interroger sur les conséquences des options des travailleurs sociaux. Dans quelle mesure ce dispositif respecte-t-il la raison pratique des usagers? Une fois la gêne diminuée quel sens est donné à leur éventuelle participation. Participation, qui, nous l'avons vu, devrait constituer le principal moyen pour la réintégration sociale. L'implication de l'usager dans sa relation avec l'institution et le travailleur social peut se vivre au moins sur deux modes: une participation active ou passive. Le propre de la participation active est, pour le sujet, de ne pas rester ou devenir étranger à la réalité à laquelle il est confronté. Autrement dit, l'usager doit consciemment prendre part à la signification et à l'évolution de sa situation. Dès lors, si l'institution veut être au service de cette participation, les travailleurs sociaux doivent comprendre avec l'usager les dimensions sociales qui signifient et caractérisent son statut d'assisté. En effet, comme le souligne, C. Castoriadis: «L'idée d'autonomie et celle de responsabilité de chacun pour sa vie peuvent facilement devenir des mystifications si on les détache du contexte social et si on les pose comme des réponses se suffisant à elles-mêmes» (1975, 149). Concrètement, ces dimensions sociales sont traduites aussi bien par la gêne à demander l'assistance publique, les exigences de l'institution, que par les possibilités et limites de l'action sociale. La compréhension de ces dernières par les protagonistes est une des conditions de la réalisation de l'autonomie de l'usager. Sans cette conscience des dimensions sociales, le risque est grand de cantonner l'usager à une participation passive. Il agit sans avoir prise sur le déroulement et la signification de la réalité dans laquelle il est plongé. Il se conforme aux contraintes, exigences, voire au discours institutionnel sans pouvoir situer sa responsabilité par rapport à sa réalité. Nous sommes alors dans un cas de figure paradoxal pour une institution de service: L'usager est, comme nous le verrons, en quelque sorte au service de celle-ci.

Dans notre recherche, nous avons abordé la participation de l'assisté à partir de deux questions: 1) Avez-vous l'impression de participer aux décisions? 2) Qu'attendent de vous les assistants sociaux? Le sentiment de participation se distribue de la manière suivante:

16%	estiment ne pas du tout participer
45%	«leur participation 'faible' à 'moyenne'»
38%	«leur participation comme étant 'forte'»
1%	NRP

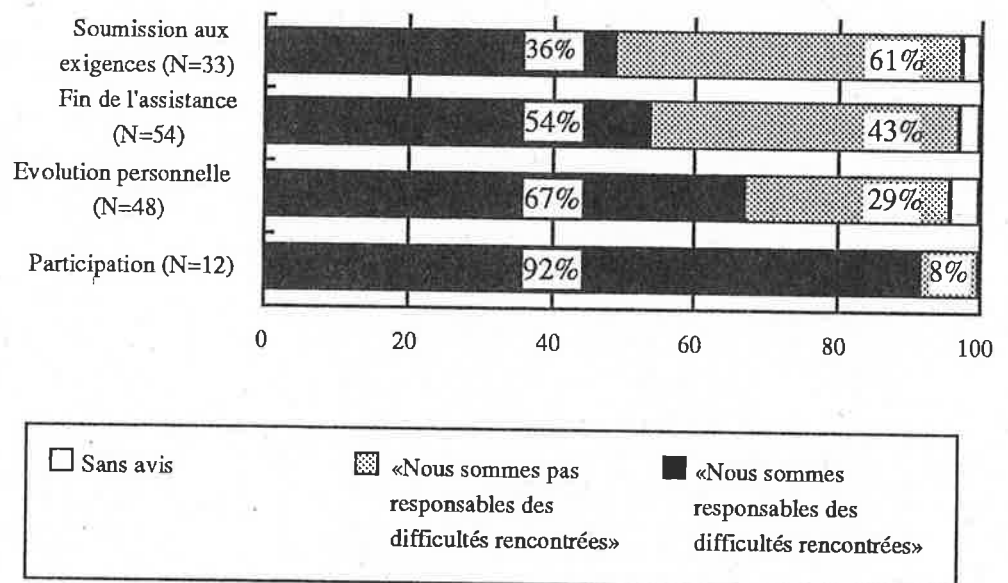
N = 200

Et pour l'image chez les assistés de l'attente des assistants à leur égard, nous avons les réponses libres que nous avons regroupées ci-dessous:

22%	ne répondent pas ou pensent que les assistants n'attendent «rien».
44%	pensent qu'ils attendent de la soumission, de la conformité et/ou une reprise du travail.
30%	pensent qu'ils tablent sur leur évolution personnelle ¹⁰ (24%) ou leur participation et le respect du contrat (6%).
4%	ont donné des réponses inclassables ou incompréhensibles.
N = 200	

Face aux choix stratégiques où nous avons un assisté sur cinq qui opte pour une attitude passive: «Se plier aux exigences» et «la reconnaissance de ses erreurs», nous avons ici les deux tiers qui considèrent l'attente de collaboration comme étant inexistante ou purement formelle. Et plus du 60% disent ne pas participer du tout ou estiment cette participation «faible» à «moyenne». Que penser de cette contradiction institutionnelle révélée par les seuls témoignages des usagers du Service de l'action sociale? Pour nous, elle est la manifestation d'une part du réalisme et de l'adaptation des assistés et d'autre part du processus idéologique qui consiste à séparer, grâce à la gêne et à l'apprentissage institutionnel, le contexte social des usagers et l'action sociale. A ce propos, nous constatons une forte affinité entre le sentiment de responsabilité face aux difficultés rencontrées et la perception d'une attente de participation de la part des assistants:

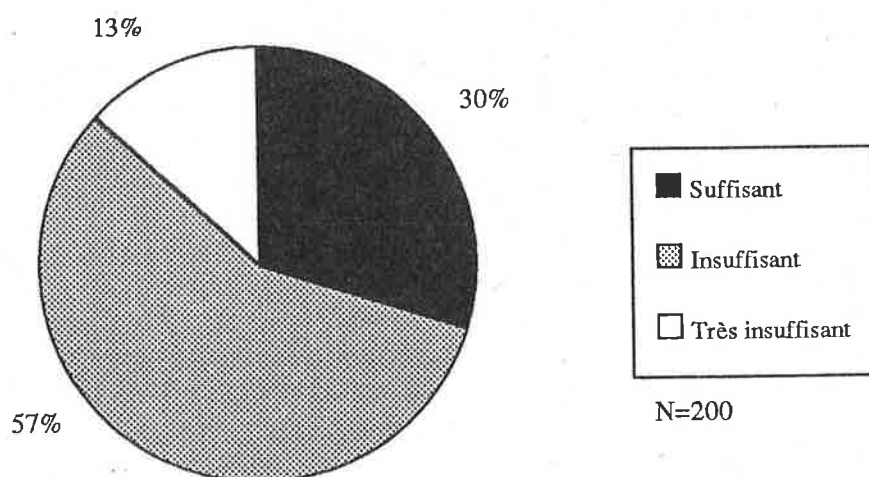
Graphique 5: *Sentiment de responsabilité des assistés face aux difficultés rencontrées et leur représentation des attentes des Assistants sociaux*



¹⁰ Il s'agira de clarifier ce que recouvrent ces notions de «changement» et d'«évolution» de la personne, exprimées par les assistés, afin de nous situer par rapport aux explications relatives au processus de psychologisation, notamment développé par F. Le Poulthier dans son ouvrage, *Travail social, inadaptation sociale et processus cognitifs*, (1986).

C'est chez les personnes qui pensent que les travailleurs sociaux attendent d'elles une participation ou une évolution personnelle que nous avons les plus forts pourcentages de celles qui disent être responsables des difficultés rencontrées. Par contre, la confrontation du degré de participation (pas, faible, moyenne, forte) avec l'utilité des entretiens selon les assistés (se responsabiliser-mieux comprendre sa situation-tenir au courant l'assistant social) ne révèle aucune relation significative. L'impression de participation relève donc plus d'une attitude morale et conformiste, soutenue par le sentiment de gêne, que d'une participation active, c'est-à-dire une attitude qui développerait la maîtrise de leur situation et favoriserait ainsi le recouvrement de leur autonomie. En fait, le mode de participation des assistés oscille entre un fort engagement émotionnel et une simple mise au courant de l'assistant social. A ce point, nous sommes bien en présence de l'institution telle que C. Castoriadis la résume: «L'institution est un réseau symbolique, socialement sanctionné, où se combinent en proportions et en relations variables une composante fonctionnelle et une composante imaginaire» (1975, 184). L'espace de l'aide sociale est le lieu où est institutionnalisée la réalité «assistance publique» de l'individu en situation de précarité. La loi, le règlement de l'administration, le cadre administratif, les valeurs dominantes telles que l'argent et le travail, l'éthique et les méthodes professionnelles évidemment prédéterminent cette réalité, mais c'est la rencontre de cette «composante imaginaire» avec l'expérience émotionnelle des demandeurs et les particularités de leur quotidien qui régulent symboliquement et matériellement les problèmes socio-financiers des citoyens. Concernant les montants de l'aide financière, cette régulation est patente pour la grande majorité des assistés. Lors de notre enquête, à la question: «Estimez-vous que l'argent que vous recevez est suffisant, insuffisant, insuffisant ou très insuffisant?», nous obtenons la répartition suivante:

Graphique 6: *Estimez vous que l'argent que vous recevez est suffisant, insuffisant ou très insuffisant?*



70% des assistés estiment que l'argent perçu est «insuffisant» ou «très insuffisant». Pour la grande majorité, l'apport matériel de l'assistance est synonyme d'importantes restrictions matérielles.

Sans entrer dans les détails, nous avons également mis en relief le réalisme avec lequel les assistés gèrent l'économie domestique. En effet, les postes les plus touchés sont l'argent de poche, les loisirs et les vêtements qui ont baissé en moyenne pour le 72% des assistés. Les transports et la nourriture ont baissé chacun pour le 47% et augmenté respectivement pour les 39% et le 38%.

Le conditionnement symbolique souligne chez les individus l'aspect juste des prestations. A ce sujet, les témoignages qui suivent nous semblent bien exprimer la tension entre le besoin réel et la honte d'être assisté.

«Je ne peux pas me permettre de m'acheter un steak et bien on mange des oeufs avec du lard – le gamin il adore ça – ... C'est vraiment juste juste. Mais je ne réclame pas, je ne demande pas plus. Je demande ce qu'on me donne. Quand on vous fait la charité, on prend ce qu'on vous donne. On demande pas plus. Moi, je le vois comme ça. Mais c'est évident qu'un peu plus, ça ferait pas de mal.»

(Femme de 39 ans, interview no 6)

L'aide financière, «elle est complètement dérisoire. C'est-à-dire que si on ne fait pas un budget, mais alors hyperserré comme un citron ... Ils disent toujours 'vous n'avez que deux enfants'. Mais vous ne vous rendez pas compte ce qu'un gosse mange. A la Migros, on ne vole pas. Ce n'est pas parce que je m'appelle 'X' et que je suis assistée par l'Hospice, qu'ils vont me faire un prix quoi.»

(Femme de 34 ans, interview no 2)

«S'il y avait un peu plus (de l'argent), comment vous dire, ça serait bienvenu, cela ne serait pas de trop ... Si vous allez remplir un panier à la Migros avec cent balles, vous n'avez pas assez. Cela permettrait peut-être de manger un peu plus de viande ou des trucs comme ça.»

(Homme de 35 ans, interview no 9)

Bref, dans la plupart des situations, l'insuffisance matérielle est constatée, mais rarement contestée. En 1989, sur 3680 dossiers il y a eu seulement 27 recours à la Commission administrative.¹¹

L'assise pour une participation active est également mise en question par des bouleversements des activités quotidiennes avant et pendant l'assistance. Les activités personnelles (ne rien faire, regarder la télévision et dormir), les activités pratiques (tenir son ménage, chercher du travail et suivre des cours) et les activités conviviales (rencontres des amis – aller au cinéma et au café) diminuent ou

¹¹ Il s'agit de 22 réclamations contre la cessation de l'aide financière et de 5 demandes de remise de la dette d'assistance (Hospice général, 1990, 30). Les contestations du refus de prestations financière auprès de la hiérarchie est d'environ 8 pour la même année.

augmentent en moyenne de 60%. La diminution de ses activités conviviales renforcent la fragilité de la personne. A la dégradation économique s'ajoute l'appauvrissement des relations sociales. Les activités «café/cinéma» et la rencontre d'amis diminuent respectivement chez 61% et 39% des assistés concernés.

La gêne est certainement l'une des explications de cette diminution. Ceci dit, les contacts avec les autres se réalisent souvent à partir d'activités onéreuses pour des assistés, comme par exemple, aller au spectacle avec des amis. Etant dans l'impossibilité matérielle de rendre la pareille, nombreux sont les usagers qui refusent systématiquement les invitations de leurs connaissances:

«Et puis certaines fois on a d'autres envies que de manger et dormir. C'est ça qu'ils ne comprennent pas. Si j'ai ma copine qui veut me faire venir avec elle un samedi, je peux jamais, parce que ou elle est obligée de payer à ma place ou je suis toujours en train de me faire rincer (par les autres). C'est humiliant encore plus vis-à-vis des autres gens.»

(Femme de 30 ans, interview no 5)

«Si l'Hospice général donnait par exemple quelques bons pour le spectacle ou le cinéma, des choses comme ça je pense que cela serait bien ... J'aime bien aller au cinéma, malheureusement je ne peux pas. J'ai la télévision heureusement. Le fait est qu'ils jouent à l'heure actuelle un film merveilleux qui s'appelle «L'Ours», que j'aimerais bien aller voir. C'est 12 francs, je m'excuse, mais je mange un jour avec 12 francs.»

(Homme de 54 ans, interview no 3)

Ces résultats relatifs au mode de participation des consultants et de leur quotidien, nous rendent particulièrement attentifs à l'illusion institutionnelle exprimée dans la loi et les règlements au sujet de la place et du rôle de l'aide sociale. Pratiquement, ils nous invitent à nous méfier de l'usage de la notion de «contrat» et de son «aura» idéologique. Cette notion a comme corollaire celles de «participation», d'«autonomie» et de «réciprocité» qui souvent relèvent plus de l'illusion de l'action sociale que de son projet. Avant de fonder l'action sociale sur la formule: aide sociale + participation = intégration socio-économique, ne faut-il pas reconnaître qu'une éventuelle participation de l'utilisateur passe d'abord par sa compréhension de son vécu d'assisté et de ses apprentissages sociaux avec tout ce qu'ils comportent d'inégalités? Reconnaissons également que sans cette distanciation, le besoin financier, en dernière instance, conditionne la relation assistant-assisté. Vu le faible taux de chômage à Genève et en Suisse, respectivement 1,2% et 0,5% pour le mois de juin 90,¹² l'intégration se fait pour la majorité naturellement par le marché du travail. Pour les autres, «l'intégration viendra

¹² Pour la même période, nous avons respectivement pour la France et la CEE des taux de chômage de 8,9% et de 8,5% (INSE).

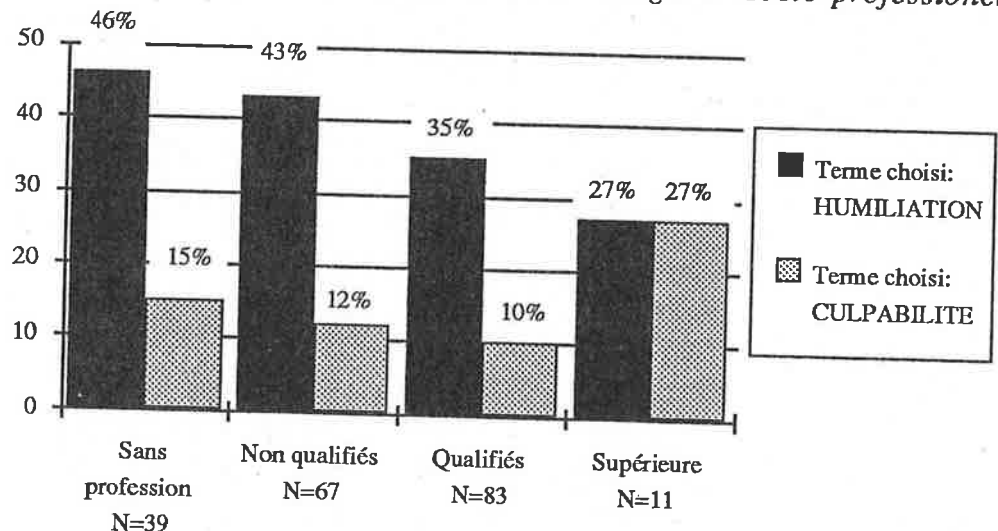
peut-être de surcroît: Quand les gens auront un peu découvert la vérité de leur condition, ils arriveront peut-être à se réveiller, à déplier leur conscience repliée et à commencer à 'faire leur vie' ou à la refaire» (Fischer, 1990, 2).

6. Logiques des classes respectées

La dynamique psychosociologique de l'espace de l'aide sociale respecte les attitudes et les réflexes propres aux appartenances sociales des assistés.¹³ Le laissez-faire relatif à l'aide sociale fait que les valeurs et le mode de communication propres au travailleur social s'expriment automatiquement dans leur relation avec l'assisté. En d'autres termes, la marge d'interprétation offerte à l'assistant pour réaliser l'aide sociale est conditionnée par son cadre référentiel.¹⁴ Cet engagement se traduit par des attitudes et des routines, souvent non conscientes, qui distinguent, voire favorisent les assistés les mieux nantis en capital symbolique.

Les études psychosociologiques ont notamment mis en exergue que l'individu se perçoit plutôt comme objet ou plutôt comme sujet des événements qui jalonnent son existence selon qu'il appartient aux groupes défavorisés ou dominants. Cette

Graphique 7: Les termes «humiliation» et «culpabilité» choisis pour qualifier la gêne selon les catégories socio-professionnelles



13 Ici nous pensons aux études de P. Bourdieu, R. Hoggart, J.-C. Deschamps, A. Clément, G. Meyer, W. Doise, et F. Lorenzi-Cioldi sur les groupes d'appartenance et leurs confrontations sociales. Dans la situation des usagers, leurs perceptions et leurs expériences des prestations et des exigences correspondent aux résultats des nombreuses recherches psychosociologiques et sociologiques sur les relations entre l'identité sociale et la perception de la réalité.

14 A ce sujet, notre exploration est loin d'être achevée. A ce propos, il serait pertinent de développer des recherches sur les représentations et les valeurs des travailleurs sociaux qui président à leurs évaluations des consultants.

influence de l'identité sociale apparaît déjà dans la qualification du sentiment de gêne d'être assisté (graphique sept).

L'appréciation des exigences et des prestations de l'administration font également apparaître des distinctions selon le milieu social des individus. En effet,

33% des individus de la catégorie «sans profession»	N = 39
18% «non qualifiés»	N = 67
34% «qualifiés»	N = 83
73% «supérieure»	N = 11

estiment en moyenne les exigences comme étant «pas à peu pénibles». L'expérience plutôt culpabilisante pour la catégorie «supérieure» est encore remarquable dans son appréciation de l'aide financière. Pour la totalité des postes domestiques elle est celle qui reconnaît avoir le plus diminué ses dépenses et simultanément, contre toute logique économique, elle est la plus satisfaite des prestations financières de l'assistance publique. A la question: «Estimez-vous que l'argent que vous recevez est suffisant, insuffisant ou très insuffisant?», nous avons la distribution suivante:

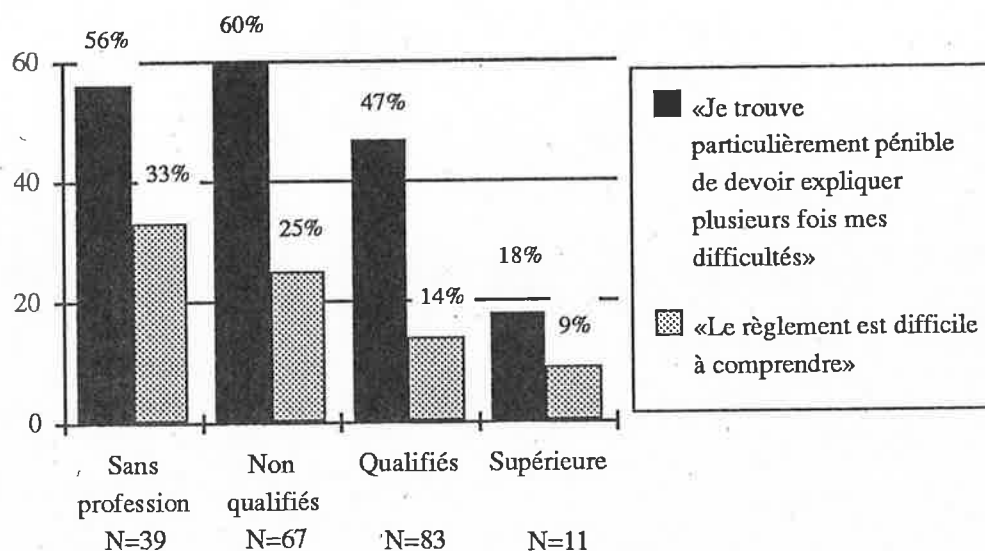
	Suffisant	Insuffisant	Très insuffisant	
Sans profession	41%	44%	15%	N = 39
Non qualifiés	31%	60%	9%	N = 67
Qualifiés	23%	61%	16%	N = 83
Supérieure	45%	55%	0%	N = 11

Les notions de «culpabilité» et de «responsabilité» expriment la dépendance de la catégorie supérieure à l'égard de l'idéologie dominante. Autrement dit, le parcours social des individus de cette catégorie les «pousse» plus facilement à assumer leurs difficultés.¹⁵ Ceci dit, cette attitude «responsable» et leur capital symbolique est en adéquation avec les attentes et la compréhension des travailleurs sociaux. En effet, l'appréciation, par les assistés, de la communication assistant-assisté laisse voir une intelligence de classe. Que cela soit l'embarras à expliquer ses difficultés ou l'aptitude à comprendre le règlement, nous constatons une progression de la pénibilité des exigences de la catégorie «supérieure» à la catégorie «non qualifiés».

«Lorsque les codes relatifs à la compréhension de la réalité sociale sont les mêmes, ils facilitent la complicité et donc les stratégies des usagers. En effet, les travailleurs sociaux sont moins enclins à demander des précisions aux usagers les plus qualifiés dans la mesure où ces derniers s'expriment plus clairement. En

¹⁵ Comme le relève C. Castoriadis: «La loi, même si elle sert la bourgeoisie, la lie également.» L'institution imaginaire de la société (1975, 151).

Graphique 8: Catégories socio-professionnelles et communication (réponses affirmatives)



termes stratégiques, expliquer plusieurs fois ses difficultés pourrait être perçu par certains comme autant d'occasions de formuler leur demande, par d'autres comme de la méfiance à leur égard.

Cette approche de la dynamique de la communication par le biais des catégories sociales souligne l'un des paradoxes du travail social: destiné à atténuer la détresse des plus défavorisés, il n'échappe pas pour autant à la reproduction de certaines inégalités sociales. Si la compréhension entre les personnes est chose difficile et jamais complètement acquise, elle est d'autant plus ardue lorsque les protagonistes sont dans un rapport de force déséquilibré auquel s'ajoutent les problèmes d'intercompréhension entre deux locuteurs appartenant à des milieux distincts.» (Jaques, 1990, 16-17)

A cela il faut ajouter que si le dispositif est plus approprié à la classe supérieure, a fortiori il favorise chez les individus de celle-ci une prise de distance face à l'institution. En d'autres termes, ce sont les assistés qui sont conscients de leurs stratégies et donc les moins impliqués dans la relation assisté-assistant qui, à moyen terme, sont les moins perturbés par la dimension symbolique de l'institution. Tout laisse à penser qu'il s'agit également de ceux qui ont le plus de prise sur leur réalité.

Ces expériences distinctes de l'assistance selon les catégories sociales ne doivent pas être interprétées comme une volonté explicite de discrimination sociale, mais bien comme un indicateur du flou relatif à l'aide sociale – lui par contre est voulu – nécessaire au fonctionnement du dispositif. Ce flou contribue à la reformulation des problèmes engendrés par la politique économique en termes psycho-administratifs. Aussi, cette ajustement est en adéquation avec l'idéologie dominante, toujours mieux vécue et intégrée par les catégories privilégiées.

Conclusion

La volonté partagée du législateur, des gestionnaires et des travailleurs sociaux de réaliser la réintégration sociale et économique des assistés grâce à l'aide sociale tranche à tel point avec l'expérience de ces derniers que nous pouvons parler de renversement entre les intentions et leurs applications. En fait, cette notion d'aide sociale est au service de l'administration de l'assistance publique. Concrètement, l'aide sociale sert à diminuer le malaise d'être assisté. Ce travail social engage les assistants, les assistés et la société. Il régule les problèmes économiques de certains citoyens par une relation interpersonnelle dont l'enjeu n'est plus la solution de leurs difficultés financières mais celui de leur statut d'assisté. Aussi, la gêne assure ce minimum d'implication nécessaire au suivi de l'action sociale.

Sur un plan plus général, l'importance attribuée à l'aide sociale sous-entend que les problèmes économiques rencontrés par les individus s'accompagnent de difficultés personnelles et relationnelles. Ainsi, les difficultés économiques sont confinées au domaine individuel et administratif. Elles ne relèvent alors plus de la politique économique.

L'espace actuel de l'aide sociale, pour une grande part imaginaire, nous informe également sur l'illusion sociale de croire à une réintégration par la participation des usagers. En effet, l'assistance publique agit avant tout comme un stabilisateur économique.

Que dire alors de ce renversement des intentions aux pratiques? Sommes-nous, une fois de plus, devant un banal processus idéologique qui consiste à voiler les conséquences inégalitaires des rapports sociaux? Et/ou encore sommes-nous en présence d'un mirage administratif, celui de croire et faire croire que la relation assistant-assisté peut réaliser le passage de l'exclusion à la réintégration sans passer par un échange symbolique¹⁶, c'est-à-dire un rapport social qui résout la disjonction entre assistés et assistants et la disjonction des stigmatisés de la politique économique et les autres? La réponse est donnée par les assistés qui savent eux ce qu'ils se veulent en venant à l'assistance publique: de l'argent. Mais ils savent également, par leurs expériences, que tout se paie socialement, y compris l'aide financière. Cette dette est d'abord symbolique avant d'être économique. Exclue, en Suisse souvent provisoirement, du monde du travail et de la consommation, par leur gêne ils cautionnent la «générosité» du capital. Souvenez-vous du commentaire de cette assistée de 39 ans: *«Je ne peux pas me permettre de m'acheter un steak et bien on mange des oeufs avec du lard – le gamin il adore ça - ... C'est vraiment juste juste. Mais je ne réclame pas, je ne demande pas plus. Je demande ce qu'on me donne. Quand on vous fait la charité, on prend ce qu'on vous donne. On demande pas plus. Moi, je le vois comme ça. Mais c'est évident qu'un peu plus, ça ferait pas de mal.»*

¹⁶ La notion d'échange symbolique correspond à celle développée dans l'ouvrage, *L'échange symbolique et la mort*, de J. Baudrillard (1976).

Sans la possibilité de confronter réellement les interprétations des assistés avec celles des travailleurs sociaux, l'aide sociale restera un mythe au service de l'assistance publique.¹⁷

BIBLIOGRAPHIE

- ASSOCIATION SUISSE DES ASSISTANTS SOCIAUX (1984), Code de déontologie de l'assistant social, Berne.
- BAUDRILLARD, Jean (1976), *L'échange symbolique et la mort*, Gallimard, Paris.
- BOURDIEU, P. & DE SAINT MARTIN, M. (1975), Les catégories de l'entendement professoral, *Revue Actes de la recherche en sciences sociales*, no 3, Ed. de Minuit, Paris, pp. 68-93.
- BREBART, Brigitte (1984), *La pauvreté un destin?*, L'Harmattan, Paris.
- CAILLE, Alain (1986), *Splendeurs et misères des sciences sociales*, Droz, Genève.
- CASTORIADIS, Cornelius (1975), *L'institution imaginaire de la société*, Seuil, Paris.
- CROZIER, M. & FRIEDBERG, E., *L'acteur et le système*, Seuil, Paris.
- CROZIER, Michel (1963), *Le phénomène bureaucratique*, Seuil, Paris.
- DE GAULEJAC, Vincent, Honte et pauvreté, *Revue Travail social*, 6 juin 1990, Berne, pp. 15-26.
- DESCHAMPS, J.-C. & CLEMENCE, A. (1987), *L'explication quotidienne - perspectives psychosociologiques*, Del Val, Cousset (Fribourg).
- DESCHAMPS, J.-C., LORENZI-CIOLDI & F., MEYER, G. (1982), *L'échec scolaire - Elève modèle ou modèles d'élève?*, Ed. P. M. Favre, Lausanne.
- DOISE, Willem (1982), *L'explication en psychologie sociale*, PUF, Paris.
- FISCHER, Gustave-Nicolas (1990), Revenu minimum sans insertion, *Journal Le Monde*, Jeudi 7 juin 1990, Paris.
- FOUCAULT, Michel (1975), *Surveiller et punir*, Gallimard, Paris.
- HOGGART, Richard (1970), *La culture du pauvre*, Ed. de Minuit, Paris.
- HOSPICE GENERAL (1990), *Rapport annuel*, Genève.
- JAQUES, Laurent (1990), *Vivre à l'assistance - Communication et mode de participation des assistés*, *Revue Expression*, avril 1990, no 59, Genève.
- LASCOUME, Pierre (1990), *Normes juridiques et mise en oeuvre des politiques publiques*, *L'Année sociologique*, Paris, PUF, No 40.
- LE POULTIER, François (1986), *Travail social, inadaptation sociale et processus cognitifs*, PUF, CTNERNI, Vanves.
- LEDROUT, Raymond (1984), *La Forme et le Sens dans la Société*, Librairie des Méridiens, Paris.
- LOUREAU, René (1978), *L'Etat inconscient*, Ed. Minuit, Paris.
- MAZEAUD, Lucienne (1985), *La nature juridique du discours - droit ou faveur?*, *Diplôme supérieur en travail social*, D. S. T. S. IV, thèse ronéo, Paris.
- REVUE SUISSE de SOCIOLOGIE (1984), *Entre-deux-mondes des travailleurs immigrés*, Vol. 10, No 2.
- RICOEUR, Paul (1986), *Du texte à l'action*, Seuil, Paris.

¹⁷ Conscient de cet état de fait, un groupe de travailleurs sociaux et de chercheurs développent actuellement une trame d'évaluation dont les buts sont de favoriser cette confrontation et de rendre visible les limites et les impasses institutionnelles à ce sujet. Sans quoi, la marge d'action des travailleurs sociaux risque d'être analogue à la liberté du consommateur, décrite par A. Caillé, qui «n'a de sens que sur la base d'une réduction du savoir à sa dimension d'efficacité immédiate qui en abolit précisément le sens. Et l'efficacité aussi d'ailleurs» (1986, 393).

SPORTSOZIOLOGIE IN DER SCHWEIZ – FORSCHUNGSFRAGEN UND ENTWICKLUNGSPERSPEKTIVEN UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DES VERHÄLTNISSES VON SPORT UND SOZIALER UNGLEICHHEIT

Von Markus Lamprecht & Heinrich Zwicky

Forschungsstelle Sportsoziologie an der Abteilung für Turn- und Sportlehrer der
ETH-Zürich, Winterthurerstr. 143, 8057 Zürich

1. Einleitung¹

Die Sportsoziologie hat sich in vielen Ländern sowie auch auf internationaler Ebene heute weitgehend als eigenständige soziologische Teildisziplin etabliert, die aus einem spezifischen Objektbereich heraus in einen fruchtbaren Dialog mit der allgemeinen Soziologie treten kann. Auf der internationalen Ebene manifestiert sich diese Situation beispielsweise in der Existenz eines eigenständigen Forschungskomitees ("International Comitee for Sociology of Sports") sowie von separaten Fachzeitschriften (beispielsweise die "International Review for the Sociology of Sport"). Die aus schweizerischer Sicht beneidenswerte Situation der Sportsoziologie in anderen Ländern ist als Resultat von wissenschaftspolitischen Entwicklungen und Strategien zu sehen, aus denen sich auch für die Zukunft der schweizerischen Sportsoziologie wichtige Folgerungen ziehen lassen.

Die "International Review for the Sociology of Sport" hat in den Jahren 1987 und 1989 Übersichten über die Situation und die Entwicklung der Sportsoziologie in einigen Ländern publiziert, welche uns hierfür wichtige Anhaltspunkte liefern.

Heinemann (1989) zeigt am Beispiel der Bundesrepublik Deutschland, wie sich die Sportsoziologie im Anschluss an die Publikation einzelner Studien (z. B. Plessner 1954) nach 1975 zu institutionalisieren begann. Dies kam in der Gründung von sportsoziologischen Vereinigungen zum Ausdruck, wobei hier bis heute eine wenig förderliche Zweiteilung in eine Untergruppe der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und eine solche der Deutschen Vereinigung der Sportwissenschaft existiert. Parallel zur Gründung sportsoziologischer Vereinigungen sind in der BRD nach 1975 eine ganze Reihe von Lehrstühlen für Sportsoziologie entstanden; gleichzeitig wurde die Sportsoziologie zu einem festen Bestandteil der Ausbildung von Turn- und Sportlehrern. In Bezug auf die

¹ Dieser Beitrag stellt eine Art Synthese zweier längerer Arbeiten dar, die die beiden Autoren an der Forschungsstelle Sportsoziologie der Abteilung für Turn- und Sportlehrer der ETH Zürich erstellt haben (vgl. Lamprecht, Ruschetti & Stamm 1990 sowie Zwicky 1991).

sportsoziologische Forschung ergab eine Befragung bei den sportwissenschaftlichen Instituten in der BRD, dass 26 Befragte in der Sportsoziologie eine Hauptausrichtung sahen, 15 Befragte wiesen der Sportsoziologie absolut höchste Forschungspriorität zu (Heinemann 1989, 66).

Auch in Frankreich sind gemäss Bouet et. al. (1987, 25, 26) vor 1970 zwar einzelne interessante Arbeiten zur Sportsoziologie erschienen, eine Institutionalisierung und Etablierung der Sportsoziologie vollzog sich aber erst nach 1970, indem unter anderem eine permanente soziologische Sportkommission sowie ein eigenständiges Institut für Sportsoziologie gegründet wurden. Wichtig erscheint uns auch der Hinweis von Bouet et al. (1987, 26), dass dieser Institutionalisierungs- und Etablierungsprozess mit einer verstärkten Förderung und Begleitung sportsoziologischer Forschungen durch etablierte Soziologieprofessoren (u. a. Pierre Bourdieu) verknüpft war.

Für die USA betont Coackley (1987, 63) in seiner Übersicht die internationale Ausrichtung der Sportsoziologie. Deutlich vor der erstmaligen Publikation des – amerikanischen – Sport Sociology Bulletin im Jahre 1972 (und nachfolgend anderer sozialwissenschaftlich ausgerichteter sportwissenschaftlichen Zeitschriften) erschien 1966 die erste Ausgabe des International Review of Sport Sociology. Ähnlich wie in der BRD fanden sich anfangs auch in den USA zwei verschiedene Vereinigungen, die sich mit Sportsoziologie beschäftigten, die eine als Unterorganisation der ASA (American Sociological Association), die andere als Unterorganisation der American Alliance for Health, Physical Education and Recreation. 1978 gelang es dann, diese beiden Organisationen in der North American Society for the Sociology of Sport (NASS) zusammenzuschliessen. Die NASS veranstaltet seither jährlich Konferenzen zur Sportsoziologie. Trotzdem beklagt Coackley (1987, 71f.), dass es der Sportsoziologie sowohl innerhalb der Sportlehrer- als auch innerhalb der Soziologieausbildung an Legitimität mangle und dass kaum spezielle PhD-Programme in Sportsoziologie existieren. Er weist auch darauf hin, dass die eigentliche Sportsoziologie im Unterricht eher an Boden verliert und sportsoziologische Vorlesungen zunehmend von stärker praxisorientierten Veranstaltungen unter dem Titel "Sport/Leisure-Management" verdrängt werden.

Im Gegensatz zu den beschriebenen Ländern ist die Sportsoziologie in der Schweiz noch kaum institutionalisiert, obwohl auch hierzulande schon einige interessante Einzelstudien veröffentlicht worden sind.² Man könnte – in Analogie zur Entwicklung vor allem in Frankreich und in der BRD – die Situation der Sportsoziologie in der Schweiz als „prä-institutionalisiert“ bezeichnen. Eine

2 Zu erwähnen sind hier vor allem Analysen von pädagogischen Rekrutenprüfungen (Schiffer 1979, Lamprecht et al. 1991) sowie breitangelegte Untersuchungen über das Kultur- und Freizeitverhalten der Schweizer Bevölkerung (Mikrozensus 1988 sowie beispielsweise Lalive d'Epinay et al. 1980). Die Erhebungen des Bundesamtes für Statistik über die Sportanlagen in der Schweiz sowie einige soziologisch orientierte Expertenberichte (z. B. Strupler 1988) und Diplomarbeiten an den Ausbildungsgängen für Turn- und Sportlehrer (z. B. Stähli 1988) runden das Bild aktueller schweizerischer Beiträge zur Sportsoziologie ab.

erfolgsversprechende Strategie zur Förderung der Sportsoziologie in der Schweiz müsste die zunehmende Nachfrage nach praxisbezogenen Inhalten ernst nehmen und – beispielsweise im Rahmen von Vorlesungen und Veranstaltungen – entsprechende Angebote leisten können. Gerade dieser Anforderung lässt sich aber nur vor dem Hintergrund einer verstärkten Institutionalisierung der Sportsoziologie gerecht werden, welche eine gewisse Kontinuität von Forschungsfragen und eine Akkumulation des in Forschungsprojekten erarbeiteten Wissens ermöglicht. Die völlig ungenügende Institutionalisierung der Sportsoziologie erstaunt insofern, als bereits 1969 anlässlich eines „Magglinger Symposiums“ eine Resolution zur Förderung der Sportsoziologie publiziert wurde. Die Liste der Unterzeichner dieser Resolution reicht dabei von Rolf Albonico oder Peter Atteslander bis hin zu Norbert Elias und Günther Lüschen. Die Resolution forderte:

“1. In connection with the increasing literature on this sociological specialization, Sociology of Sport should be considered more frequently as a subject to be taught in Physical Education as well as in Sociology.

2. Competent research, using the whole range of sociological methods, should be undertaken. This would serve as a contribution to Sociology in general, and at the same time provide a better scientific basis for Physical Education and planning in the field of sport and leisure.”
(Albonico & Pfister-Binz 1971, 208)

Auch innerhalb der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie (SGS) ertönte der Ruf nach einer verstärkten sportsoziologischen Forschung bereits am 2. Kongress der SGS im Jahre 1973, wo Burgener (1974) auch von den Soziologen eine grösserer Bereitschaft forderte, sich mit dem Phänomen des Sports auseinanderzusetzen und die Frage stellte:

«Peut-être n'avons-nous pas de chercheurs prêts à affronter l'étude d'un aspect particulier de groupes interdépendants qui supportent mal l'examen critique d'un sociologue extérieur?»

Die Sportwissenschaften allgemein und ihr sozialwissenschaftlicher Arm im speziellen werden in der Schweiz schon seit Jahren als zu fördernde Wissenschaftsbereiche bezeichnet. Trotzdem ist es bisher nicht gelungen, die Forschungsdefizite abzubauen und die Sportsoziologie zu etablieren.³ Dies dürfte wesentlich damit zusammenhängen, dass die Sportsoziologie in der Situation eines doppeltem Prestigedefizits steht. Auf der einen Seite wird die Soziologie innerhalb der Sportwissenschaften nicht in gleichem Masse als eine „seriöse“ Wissenschaft akzeptiert wie naturwissenschaftliche Analysen des Sports, auf der

3 Auch die 1989 erschienene Übersicht über die sportwissenschaftliche Forschung an den Schweizer Hochschulen (Thema Nr. 6) erweckt den Eindruck, dass auf der abstrakten Ebene der wissenschaftlichen Aufgabenverteilung der Soziologie eine wesentliche Bedeutung zugeschrieben wird, dass sich der soziologische Beitrag auf der Ebene der Forschungsergebnisse aber weitgehend auf Allgemeinplätze beschränkt.

anderen Seite wird der Objektbereich des Sports vor allem in der akademischen Soziologie als wenig prestigeträchtig erachtet und weitgehend vernachlässigt. Demgegenüber wird allgemein anerkannt, dass im Bereich des Sports eine Vielzahl drängender gesellschaftlicher Fragen zu beantworten sind. Diese formulierte beispielsweise der Direktor der Eidgenössischen Turn- und Sportschule in Magglingen, Heinz Keller, im Herbst 1987 folgendermassen (Keller 1987, 1):

„Wie wird die Integration von Aussenseitern im Sport erreicht?... Wie sind sozial schwierige Kinder durch Sport integrierbar?... Welche Motive führen die Menschen zum aktiven und passiven Sport?

Welche gesellschaftliche Bedeutung hat der Sport und seine Vereine und Verbände im Dorf, in der Stadt, in einer Nation? Welcher Art sind die Wechselwirkungen zwischen Sport und Wirtschaft, Sport und Medien? Wie kann sinnvoller Sport zu einem tragenden Element zukünftiger Freizeitgestaltung entwickelt werden? Welche Veränderungen sind in den nächsten zehn Jahren im Sportverhalten der Bevölkerung zu erwarten? Welche politischen Entscheidungen sind daraus zu antizipieren?“

Um fundierte Antworten auf diese und andere Fragen bereitstellen zu können, braucht es gezielte Förderungsmassnahmen. Nachdem dies nicht im Rahmen eines Nationalen Forschungsprogrammes geschehen kann⁴, steht die Institutionalisierung von Sportforschung an den Hochschulen im Vordergrund. Die Beispiele anderer Länder zeigen, dass nur eine gewisse Institutionalisierung eine minimale Kontinuität sozialwissenschaftlicher Sportforschung gewährleistet: Nur kontinuierliche Forschungen ermöglichen es, Antworten auf die Fragen der Öffentlichkeit und der Politiker bereitzustellen.

Eine soziologische Analyse des Sports kann sich aber nicht auf die Beantwortung solcher – häufig normativ geprägter – Fragen beschränken. Sie darf mit anderen Worten nicht zu einem reinen „Mittel der Sportförderung“ werden, sondern muss den Sport auch auf seine Schattenseiten und seine ideologische Funktion hin untersuchen.

In den nachfolgenden Ausführungen soll zunächst die Bedeutung des Sports in der modernen Gesellschaft diskutiert werden (Abschnitt 2), ehe der Einfluss unterschiedlicher soziologischer Paradigmata auf Interpretationszusammenhänge und Forschungsfragen aufgezeigt wird (Abschnitt 3). Im empirischen Hauptteil (Abschnitt 4) werden Ergebnisse zum Zusammenhang zwischen Sport und sozialer Ungleichheit, gleichzeitig aber auch die Vielzahl offener Fragen in diesem zentralen sportsoziologischen Forschungsbereich, dargestellt. Die Folge-

⁴ In einer breit abgestützten Eingabe war von Sportkreisen und sportwissenschaftlich Tätigen im Hinblick auf die 6. Serie Nationaler Forschungsprogramme ein eigenständiges Programm zum Thema „Sport“ gefordert worden.

rungen (Abschnitt 5) zeigen, dass die Sportsoziologie nicht nur den Sportwissenschaften, sondern auch der allgemeinen Soziologie zu neuen Einsichten verhelfen kann.

2. Die Bedeutung des Sports in der modernen Gesellschaft

„Sport meint alle Tätigkeiten, die vorwiegend körperliche Bewegungen (motorische Aktivitäten) sind; die zielgerichtet nach körperlicher Leistung streben, d. h. auf bestimmte Gütestandards bezogen sind; bei denen die Beherrschung der leiblichen Motorik ausdrücklich thematisiert und zu einer Fertigkeit gemacht wird, die man lernen und einüben kann; die kein Produkt (Werk) im engeren Sinne (im Rahmen von Gewerbe, Kunst, Wissenschaft etc) fertigen und von hier her gesteuert werden und ihren Sinn erfahren; die in einer Sportart, also nach spezifischen, sozial definierten Mustern stattfinden.“
Grieswelle (1978, 29)

Der Begriff und das Verständnis des Objektbereichs „Sport“ ist das Produkt gesellschaftlicher Definitions- und Bewertungsprozesse. Er unterliegt gesellschaftlichem Wandel und variiert in Abhängigkeit von den kulturellen Grundmustern einer Gesellschaft. Insbesondere Elias (1979) hat gezeigt, dass der in der Antike betriebene Sport („Olympiade“) sich bezüglich Ethos der Wettkämpfer, Bewertungsmaßstäben (Grad der Rohheit), Wettkampfgeln und Wettkampfleistungen beträchtlich vom modernen Sport unterscheidet.

Die Entstehung des modernen Sports im 19. Jahrhundert in England ist laut Elias vor dem Hintergrund eines jahrhundertelangen Zivilisationsprozesses zu sehen, muss also genauso wie die Industrialisierung als Element eines umfassenden Transformationsprozesses der europäischen Gesellschaften in der Neuzeit gesehen werden. Auch die nachfolgende Verbreitung des Sports auf dem europäischen Festland zeigt die Bedeutung gesamtgesellschaftlicher Randbedingungen. Der aus England kommende Sportbewegung bzw. ihrer Verknüpfung mit einer individualistischen Lebensführung erwuchs Widerstand aus der kontinental-europäischen Tradition des Vereinswesens: Dem Sport stand „das im Bürgertum und im Staat verankerte Turnen im Wege“ (vgl. Pieth 1979, 85 für die Schweiz sowie allgemein Bourdieu 1986). Das Ringen des Sports um gesellschaftliche Anerkennung dauerte bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.

Ausgehend von der eingangs zitierten Abgrenzung des Sports können verschiedene Sportarten danach unterschieden werden, in welchem Ausmass sie den erwähnten Definitionskriterien entsprechen. Norden & Schulz (1988, 28) zeigen auf, dass beispielsweise beim Fussball, beim Skifahren oder beim Tennis diese Kriterien praktisch vollständig erfüllt sind, während dies beim Angeln, Jagen oder Schachspielen nur beschränkt der Fall ist. Neben den unterschiedlichen

Sportarten sind in der folgenden Diskussion zwei weitere Differenzierungen des Sports zu berücksichtigen, nämlich einerseits die Unterscheidung zwischen Spitzen- und Breitensport, andererseits jene zwischen aktiver sportlicher Betätigung und dem „passiven“ Sport (beispielsweise in Form des Besuchs von Sportveranstaltungen bzw. des Konsums von Sportsendungen am Fernsehen). Das Verhältnis von Spitzensport und Breitensport ist ebenso wie jenes zwischen aktiver sportlicher Betätigung und passivem Sportkonsum traditionellerweise als sehr eng betrachtet worden. Danach motiviert der Spitzensportler als Idol und Vorbild die Masse der Breitensportler zur eigenen sportlichen Betätigung, während der Breitensport auf der anderen Seite die Rekrutierungsbasis für die Spitzensportler der Zukunft bildet. Diese gerade bei den Sportverbänden sehr stark verankerte Vorstellung ist von Helmut Digel (1986, 39) als Pyramidenmodell des Sports bezeichnet worden. Digel weist aber auch darauf hin, dass sich die Verbindung zwischen Spitzen- und Breitensport in dem Masse lockert, in dem sich in der Gesellschaft neue („post-materialistische“) Wertstrukturen verbreiten. Es entstehen voneinander weitgehend unabhängige Felder des Sports wie beispielsweise „Freizeitsport“, „Alternativsport“ oder „Mediensport“.

Aus soziologischer Sicht stellt der Sport einen äusserst wichtigen und interessanten Untersuchungsbereich dar. Der Sport hat in der modernen Gesellschaft eine Bedeutung erlangt, die die Soziologie zwingen sollte, sich mit ihm zu beschäftigen. Müssten die heutigen Soziologen der Analyse des Sports nicht ebensoviel Aufmerksamkeit widmen wie Max Weber der Religion? Dass dies nicht der Fall ist, hängt wahrscheinlich auch damit zusammen, dass das Phänomen des Sports nicht direkt in die Standardschemata der akademischen Soziologie passt, bzw. eine Anpassung dieser Schemata voraussetzen würden, die die Soziologie zur Zeit nicht zu leisten bereit ist.⁵

Ein wesentlicher Ausgangspunkt für eine soziologische Analyse des Sports ergibt sich aus empirischen Grundinformationen über seine Verbreitung und Bedeutung in unserer Gesellschaft. Eine der wenigen Datenquellen für die Untersuchung des Sportverhaltens der Schweizer Bevölkerung stellen die Pädagogischen Rekrutenprüfungen dar. Schiffer (1979) und neuerdings Lamprecht, Ruschetti & Stamm (1991) basieren ihre Analysen auf dieser quantitativ beeindruckenden Datenquelle von rund 30'000 Befragten, welche allerdings in Bezug auf Alter und Geschlecht ein sehr einseitiges Abbild der schweizerischen Bevölkerung darstellt. In der Arbeit von Schiffer (1979) werden die Befragungsergebnisse bei den Rekruten ergänzt durch die Untersuchung einer Stichprobe von im Durchschnitt etwas jüngeren Mädchen (18.1 Jahre vs. 20.4 Jahre bei den Rekruten) aus dem Kanton Zürich, wobei auf eine repräsentative Zusammensetzung in Bezug auf das Bildungsniveau und in Bezug auf die Stadt/Land-Dimension geachtet wurde. Ein Vergleich mit den Analysen von Lamprecht, Ruschetti & Stamm (1991) erlaubt darüber hinaus Aussagen zur Veränderung der Sportakti-

⁵ Vgl. dazu ausführlicher Kapitel 5, wo dieses Problem anhand der Anwendung der Standardmodelle sozialer Schichtung auf den Sport diskutiert wird.

vität der Rekruten zwischen 1976 und 1988. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Studien bezüglich sportlicher Aktivität der untersuchten Altersgruppe sind in Tabelle 1 festgehalten.

Tabelle 1.: Sportverhalten junger Schweizer Erwachsener

	Aktiver Sport		Passiver Sport (zuschauen)	
	Rekruten 1976	Rekruten 1988	Mädchen 1976	Rekruten 1976
täglich	8.2%	9.3%	8.4%	2.9%
mindestens 1 mal pro Woche	44.8%	60.7%	31.0%	39.1%
weniger als 1 mal pro Woche	29.8%	16.5%	38.5%	45.1%
kein Sport	17.2%	13.5%	22.1%	12.9%
Total	100%	100%	100%	100%

(nach Schiffer 1979:15/89 sowie Lamprecht, Ruschetti & Stamm 1991)

Tabelle 1 führt zu drei grundlegenden Erkenntnissen bezüglich der Sportaktivität in der Bevölkerung:

1. Junge Männer (bzw. Rekruten) weisen eine höhere Sportaktivität auf als eine Vergleichsgruppe von jungen Frauen.
2. Der passive Sportkonsum ist gleichmässiger auf die Bevölkerung verteilt als aktives Sporttreiben (schwächere Besetzung der Extremkategorien).
3. Die sportliche Aktivität der Rekruten ist in den letzten 12 Jahren deutlich angestiegen.

Die neuesten Daten aus einem Mikrozensus des Bundesamtes für Statistik in Zusammenarbeit mit dem NFP 21 von 1988 bestätigen die oben angegebenen Befunde der Rekrutenbefragungen. Im Vergleich zu den pädagogischen Rekrutenprüfungen haben sie den Vorteil, dass sie auf einem repräsentativen Querschnitt der schweizerischen Bevölkerung beruhen. Der Mikrozensus 1988 ergibt, dass insgesamt 41% der Bevölkerung in der Schweiz mindestens einmal wöchentlich Sport treiben (vgl. Statistisches Jahrbuch 1990, 319). Dieser Prozentsatz erweist sich als stark altersabhängig, indem er von rund 60% bei den 15–24-Jährigen auf rund 20% bei den über 65-Jährigen zurückgeht. Allerdings ist hier zu erwähnen, dass auf der anderen Seite die Freizeitaktivität „ins Grüne

gehen (spazieren, wandern)“ mit zunehmendem Alter deutlich an Bedeutung gewinnt (Bei den 15–24-Jährigen sind es 24.9%, bei den über 65-Jährigen 56.7%, die diese Aktivität mindestens einmal wöchentlich betreiben).

Neben der ansteigenden Sportaktivität in der Bevölkerung (bzw. bei den Rekruten) kann auch der stetig wachsende Stellenwert, der dem Sport in den Massenmedien beigemessen wird, als Indikator für die zunehmende Bedeutung des Sports in der Gegenwartsgesellschaft genommen werden. Eine starke aufwand- und umfangmässige Expansion lässt sich sowohl beim Fernsehen als auch bei den Printmedien aufzeigen. Zwischen 1960 und 1988 nahm die durchschnittliche Sendezeit pro Woche bei sämtlichen drei Schweizer Fernsehanstalten (DRS, TSR und TSI) von unter fünf Stunden auf über 20 Stunden zu. Bei sportlichen Grossanlässen wie den Olympischen Spielen und der Fussballweltmeisterschaft werden jeweils neue Spitzenwerte erreicht, die dann auch im folgenden „Zwischenjahr“ den Massstab für den Umfang vorgeben (Vgl. Ruschetti 1989). Auch bei den Tageszeitungen erweist sich die Sportabteilung als ausgesprochenes Boomressort (Vgl. Ruschetti 1990). So verdoppelte sich beispielsweise das Budget für die Sportredaktion der NZZ innerhalb von nur neun Jahren (1977 bis 1986). Der jährliche Seitenumfang des Sportteils erhöhte sich zwischen 1983 und 1988 von 583 auf 840 Seiten, und die Anzahl festangestellter Mitarbeiter stieg im selben Zeitraum von fünf auf neun. Beim Tagesanzeiger erhöhte sich zwischen 1984 und 1989 der Ausgabenposten für die Sportredaktion um 132%, die jährliche Seitenzahl stieg von 837 auf 1851 Seiten und die Anzahl der Redaktoren erhöhte sich von fünf auf sechzehn.⁶ Auf internationaler Ebene lässt sich der Sportboom in den Massenmedien beispielsweise an den Summen ablesen, die eine Fernsehgesellschaft an das IOC für die Übertragungsrechte der Olympischen Spiele bezahlte: 1960 Rom: 1.2 Mio. \$, 1972 München: 12 Mio. \$, 1980 Moskau: 100 Mio. \$, 1984 Los Angeles: 225 Mio. \$, 1988 Seoul: ca. 1000 Mio. \$.⁷

3. Paradigmen soziologischer Sportanalyse

Als Ausgangspunkt für die soziologische Analyse eines spezifischen gesellschaftlichen Bereichs wie ihn der Sport darstellt, erscheint es notwendig zu sein, einige grundlegende Paradigmen innerhalb der Soziologie zu unterscheiden, die zu unterschiedlichen Fragestellungen, Methoden und letztlich auch zu unterschiedlichen Interpretationen des Sports führen. Dabei kommt auch im Bereich des Sports der Unterscheidung zwischen funktionalistischen („integrationistischen“) und konflikttheoretischen Ansätzen eine wesentliche Bedeutung zu. Während funktionalistische Ansätze den Konsens einer Gesellschaft, gemeinsa-

6 Alle Angaben nach: Ruschetti 1989 und 1990.

7 Angaben nach: Gebauer und Hortleder (1986, 63)

me Werte und Ziele in den Vordergrund der Analyse stellen, betont die Konfliktsoziologie die Divergenz von Interessensstandpunkten und damit auch die Unterschiede in der Macht- und Güterverteilung. In der deutschen Sportsoziologie wurde der konflikttheoretische Standpunkt vor allem von Vertretern der Frankfurter Schule der „kritischen Theorie“ vertreten (vgl. dazu beispielsweise die Ausführungen von Graf von Krockow 1972, 86ff. zur „Sportkritik, insbesondere der neuen Linken“), aber auch auf der Basis einer engeren marxistischen Perspektive, für die der Sport im wesentlichen ein Überbauphänomen darstellt. Dieser „kritischen“ Sichtweise stehen neuere Anwendungen des funktionalistischen Instrumentariums (Systembegriff, Ausdifferenzierung etc.) auf den Objektbereich des Sports gegenüber (vgl. beispielsweise Cachay 1988). Während die funktionalistische Perspektive die „positiven Funktionen“ des Sports betont, beispielsweise seinen Beitrag zur Volksgesundheit, wird aus einer konflikttheoretischen Perspektive beispielsweise die Exklusivität von Elitesportarten oder die Ideologiefunktion des Sports für die Gesamtgesellschaft in den Vordergrund gerückt.

Als zweite Grunddimension zur Differenzierung soziologischer Paradigmen sei an dieser Stelle zwischen einer primär kulturtheoretischen und einer primär strukturtheoretischen Betrachtungsweise unterschieden. Während gerade die deutsche Soziologie lange Jahre durch eine ausgeprägte Strukturorientierung gekennzeichnet war, hat in den letzten Jahren die Kulturosoziologie deutlich an Boden gewonnen, läuft nun aber ihrerseits Gefahr die strukturelle Basis kultureller Erscheinungen zu vernachlässigen.

Aus dieser skizzenhaften Übersicht über soziologische Grundansätze ergibt sich als Folgerung:

Eine umfassende Sportsoziologie schliesst sowohl funktionalistische als auch konflikttheoretische, sowohl kultur- als auch strukturtheoretische Analysen mit ein. Sie analysiert im speziellen Interdependenzen zwischen kulturellen und strukturellen Aspekten des Sports sowie die Beziehungen des Sports zu anderen gesellschaftlichen Bereichen.

Die funktionalistische Betrachtungsweise liefert zweifelsohne eine sinnvolle Basis für eine generelle Thematisierung des Phänomens Sport, indem dieses als ein Teil- oder Subsystem der Gesellschaft aufgefasst werden kann. Vor diesem Hintergrund können dann generelle Fragen wie jene der Autonomie des Sportsystems oder der spezifischen Funktionen des Sports für andere Teilsysteme der Gesellschaft untersucht werden (vgl. beispielsweise Heinemann 1980). Hier zeigt sich dann aber auch bald die Beschränktheit des funktionalistischen Paradigmas in seiner herkömmlichen, d. h. konsensorientierten Form: Einerseits sind diese Funktionen einem stetigen Wandel unterworfen, andererseits kann sich eine soziologische Analyse der „Funktionen“ des Sports nicht auf deklarierte Zielsetzungen der einzelnen Subsysteme beschränken, sondern verlangt auch eine ideologiekritische Betrachtungsweise.

Tabelle 2: Grundbegriffe und sportsoziologische Fragestellungen innerhalb der wichtigsten soziologischen Paradigmata (Beispiele)

	Funktionalismus	Konflikttheorie
Struktur	Wohlstand	Soziale Ungleichheit
	Sport als Kompensation des Bewegungsverlusts bei der Arbeit	Soziale Differenzierung z. B. zwischen Sportarten
Kultur	Konsens	Ideologie
	Sport und Gesundheit, Erziehung durch Sport	Nationalismus im Sport, Devianz im Sport

Im Schnittpunkt von konflikt- und kulturtheoretischer Betrachtungsweise in der Soziologie stösst man auf den Ideologiebegriff. Dieser Begriff hat in der Soziologie eine lange Geschichte, wird je nach theoretischer Perspektive aber nach wie vor unterschiedlich definiert (für eine Übersicht vgl. Lieber 1985). Für eine sinnvolle Anwendung des Begriffs auf das Phänomen des Sports erscheint es uns angebracht, unter Ideologie eine Wahrnehmung sozialer Realität zu verstehen, die diese Realität aus bestimmten Interessen heraus verfälscht (bzw. vereinfacht). In dem Sinne würde der Sport dann zur Ideologie, wenn beispielsweise das Modell vom offenen und fairen Kampf auf eine gesellschaftliche Realität übertragen wird, die diesem Modell nicht entspricht. Oder aber, wenn diese Vorstellung im Sport selber zur Ideologie wird, wenn also beispielsweise der sportliche Erfolg in der Realität zunehmend vom Dopingkonsum oder vom Material abhängt. Es muss also zwischen sportexternen und sportinternen Ideologien unterschieden werden. Im ersten Fall werden sportliche Interpretationsmuster auf andere gesellschaftliche Teilbereiche übertragen. Im zweiten Fall geht es um ein Auseinanderfallen von „Realität“ und „Wahrnehmung“ innerhalb des Sports. Eine „ideologiekritische Analyse“ des Sports führt zu einer Vielzahl von interessanten Erkenntnissen, von denen im folgenden nur einige wenige diskutiert werden können.

Bereits von Krockow (1972, 84) hat auf die besondere Ideologiefähigkeit des Sportes hingewiesen und auch einen Grund dafür genannt:

„Die Ideologisierung, zu der sich die Leibeserziehung durch ihre pädagogische Platzangst immer wieder gedrängt sieht, bildet das Einfallstor für den Missbrauch des Sports, dafür, ihn anderen Bereichen als nützlich anzubieten und anzubiedern.“

Sportinterne Ideologie

Hier ist an erster Stelle die Amateurideologie im Leistungssport zu erwähnen, welche trotz gegenläufiger Entwicklungen lange Zeit krampfhaft aufrechterhalten wurde. In eine ähnliche Richtung zielt die Tendenz, die Leistungsmotivation vor allem von Spitzensportlern entweder abzuschwächen („ein Mensch wie du und ich“) oder beispielsweise als Patriotismus („nicht für mich sondern für mein Vaterland“) umzuformulieren. Ebenso wie im Zusammenhang mit der Amateurideologie beruft sich die Sportwelt auch im Zusammenhang mit der völkerverbindenden Funktion des Sports immer wieder auf die Ideale von Coubertin. Auch dieses Ideal ist aber weitgehend zur Ideologie geworden (oder war es immer schon):

„Bei der gegenwärtigen Struktur des internationalen Spitzensports kann jedenfalls von einer automatisch ‚völkerverbindenden‘ Funktion des Sports, wie diese im Hinblick auf eine ‚Weltgesellschaft‘ – zu-meist in Anlehnung an Coubertin – postuliert wird – nicht gesprochen werden.“ (Norden & Schulz 1988, 217)

Sportexterne Ideologie

Dem Sport ist aus kritischer Perspektive in zweierlei Hinsicht eine „ideologische“ Funktion zugeschrieben worden. Erstens lenke er – ähnlich wie das auch für die Religion ausgeführt worden ist – vor allem die unteren Sozialschichten von der politischen und gewerkschaftlichen Vertretung ihrer „eentlichen“ Interessen ab. Zum zweiten erwecke der Sport mit seinem Bild von der offenen, fairen und leistungsgerechten Konkurrenz den Eindruck, dass auch in der Gesellschaft die gleichen Prinzipien zur Anwendung kommen. Er legitimiere und stabilisiere dadurch gesellschaftliche Ungleichheiten.

Diese ideologiekritische Betrachtungsweise wird in einer neueren Arbeit von Caillat (1989) ausgeführt.

«La force de l'idéologie sportive est très précisément d'apparaître comme non-idéologique, non liée a des prises de parti politiques, neutre, impartiale comme l'arbitre.» (Caillat 1989, 15)

«Qualifier le sport d'opium du peuple n'est pas céder à une manie gauchiste d'un marxisme attardé et ringard mais cerner très exactement la nature et la fonction de l'idéologie sportive: un narcotique à l'usage des foules.» (Caillat 1989, 50)

Ein gutes Beispiel für das Zusammenwirken sportinterner und sportexterner Ideologie bietet das Dopingproblem, das vor allem durch den spektakulären „Fall Ben Johnson“ ins Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit gerückt ist und seither verstärkt durch das Aufdecken immer neuer Skandale die Wahrnehmung von im

Spitzensport erzielten Höchstleistungen prägt. Die Doppelmoral von Seiten der Sportverbände besteht darin, den Gebrauch bestimmter Dopingmittel offiziell zu verbieten und Missbräuche mehr (z. B. in der Leichtathletik) oder weniger (z. B. im Radsport) streng zu bestrafen, gleichzeitig aber beispielsweise Olympia-limiten so hoch anzusetzen, dass sie ohne „Hilfsmittel“ nicht mehr erreicht werden können. Im Gegensatz zur Amateurfrage ist das Problem deshalb kaum lösbar, weil davon grundsätzliche sportinterne und sportexterne Ideologien berührt werden wie Fortschrittsidee, Gesundheitsmotiv, Chancengleichheit und Leistungsideologie.⁸ Geht man davon aus, dass viele Weltrekorde der letzten Jahre unter Anwendung von Dopingmitteln erzielt wurden, ist zu vermuten, dass diese Rekorde selbst durch weiter verbesserte Trainingsmethoden und mentale Vorbereitungstechniken kaum mehr übertroffen werden können. Ein streng kontrolliertes Dopingverbot könnte dazu führen, dass die Jagd nach immer neuen Rekorden begleitende Vorstellung einer ständigen Perfektionierung des Menschen aufgegeben werden müsste. Auf der anderen Seite wäre von einer Freigabe von Dopingmittel nicht nur die Vorstellung, dass Sport gesund sei (was für den Hochleistungssport ohnehin schon lange nicht mehr gilt), betroffen, sondern der Charakter des Wettkampfsportes könnte sich prinzipiell ändern. Wo fehlerlos und störungsfrei funktionierende Hochleistungssportler unglaubliche Leistungen vollbringen, ihr Leiden und Fühlen aber vom Leiden und Fühlen der Zuschauer völlig entkoppelt ist, verliert der Spitzensport durch die fehlenden Identifikationsmöglichkeiten an Interesse und Wirkung. Der Transfer von Vorstellungen über Chancengleichheit und Leistungsgerechtigkeit in die Arbeitswelt wäre dadurch in Frage gestellt.

Sport und Nationalismus

Aus der gleichen sportkritischen Perspektive heraus, aber ideologietheoretisch mit einer anderen Logik ist immer wieder auch auf das Problem des Nationalismus im Sport hingewiesen worden. Das Argument ist, dass im Sport nationalistische Tendenzen aufgenommen und verstärkt werden, die dann ebenfalls auf andere Gesellschaftsbereiche zurückwirken. Im Falle des Nationalismus geht es nicht darum, dass der Sport ein „zu positives“ Bild von gesellschaftlichen Beziehungen entwirft, sondern im Gegenteil, dass der Nationalismus im Sportbetrieb einen institutionellen Bereich findet, in dem er kaum kritisch hinterfragt wird.

8 Die Hilflosigkeit im Umgang mit dem Dopingproblem zeigte sich beispielsweise an einem im Mai 1990 in Québec unter dem Patronat des IOC durchgeführten internationalen Symposium. Das Thema Doping nahm zwar einen breiten Raum ein, als konkrete Massnahmen wurden aber nur das Aufstellen eines „Code of Ethic“ und die Einberufung einer ständigen Kommission diskutiert.

Sport und Protestantismus

Schon Max Weber ist im Rahmen einer ausführlichen Diskussion der „protestantischen Ethik“ auch auf den Stellenwert des Sports in dieser – für die kapitalistische Entwicklung verantwortlichen – ideologischen Grundhaltung eingegangen:

„Denn im übrigen war die Abneigung des Puritanismus gegen den Sport, selbst bei den Quäkern, keine schlechthin grundsätzliche. Nur musste er einem rationalen Zweck: der für die physische Leistungsfähigkeit erforderlichen Erholung, dienen. Als Mittel rein unbefangenen Sich-Auslebens ungebändigter Triebe dagegen war er ihm verdächtig, und soweit er zum reinen Genussmittel wurde oder gar den agonalen Ehrgeiz, rohe Instinkte oder die irrationale Lust zum Wetten weckte, war er selbstverständlich schlechthin verwerflich.“
(Max Weber 1920, 1988, 184)

Diese differenzierte Betrachtung des Zusammenhangs zwischen protestantischer Ethik und dem Sport wurde dann in empirischen Studien in vereinfachender Weise so umformuliert, dass Protestanten generell (d. h. unabhängig von der Form des Sports) eine höhere sportliche Aktivität aufweisen sollten. Es erstaunt nicht, dass diese vereinfachte These keine empirische Unterstützung findet:

„Max Webers bekannte These von der aktivierenden Wirkung der protestantischen Ethik auf den Geist des Kapitalismus wurde weder im Sport noch bei der Berufsausbildung der Rekruten bestätigt. Lüschen hatte die These auf den Sport übertragen. Reformierte Rekruten sind sportlich nur unbedeutend aktiver als ihre katholischen Kameraden.“ (Schiffer 1979, 224)

Der sehr viel differenzierteren Argumentation Webers folgend müsste man das Ergebnis von Schiffer so interpretieren, dass die protestantische Ethik nicht die sportliche Aktivität als solche beeinflusse, sondern lediglich die Form der gewählten Sportart („stärker leistungsbezogen“, „weniger hedonistisch“) bzw. die Motive, die der sportlichen Aktivität zugrunde liegen.

In Bezug auf den Passivsport wird in der Literatur auch die These vertreten, dass der Katholizismus mit einer überdurchschnittlichen Bereitschaft zum Sportkonsum einhergehe: «le sport-spectacle est particulièrement vivant dans les pays catholiques latin» (Chesneaux 1985, 76).

Die Überlegungen von Max Weber sind darüber hinaus sehr stark auf den Protestantismus europäischer Prägung bezogen, welcher durch eine starke Autoritätsgläubigkeit gekennzeichnet ist. In der Tradition des evangelischen („grass root“) Protestantismus in den USA dagegen erscheint der Sport in einem stärkeren Masse in eine Lebenshaltung integriert, die durchaus auch hedonistische Aspekte miteinschliesst. Green (1986) zeigt für die USA, dass hier die Sportbewegung am Ende des 19. Jahrhunderts zwei spezifisch amerikanische Elemente enthielt,

nämlich einerseits eine enge Verknüpfung mit religiösen Anliegen („moralische“ Erneuerung), andererseits eine Kombination mit einem gewissen „Anti-Intellektualismus“ (vgl. ausführlicher Hofstadter 1962).

“Nearly all the advocates of gymnastics, calisthenics and physical education began from a series of deeply critical premises about American culture. Too much ‘mind work’, by the ambitious student, the covetous and careworn merchant, or the adventurer in political life had hindered Americans...” (Green 1986, 183)

Insgesamt entsteht also der Eindruck, dass in den USA auch die Einführung und die Verbreitung des Sports sehr viel weniger in einer „obrigkeitsstaatlichen“ Weise vonstatten ging als in Europa, sondern viel stärker Teil einer sozialen Bewegung „von unten“ war (als Beispiel hierfür kann die sogenannte Muscular Christianity Bewegung um 1870 erwähnt werden).

Sport und Individualisierung

Die langfristige Entwicklung des Sports (seine zunehmende Verbreitung) ebenso wie kürzerfristige Tendenzen und Verschiebungen in den Sportarten und der Form ihrer Ausübung reflektieren ideologische Entwicklungen, die die neuere Soziologie vor allem unter dem Stichwort der Individualisierung ausführlich thematisiert hat (vgl. Elias 1976 für die langfristige, Beck 1986 für die kürzerfristige Tendenz zur Individualisierung). Eine wesentliche Folge dieses Individualisierungstrends für den Sport besteht darin, dass Vereine – vor allem traditionelle Vereine mit relativ starken Anforderungen an den Einzelnen, sich der Gruppe unterzuordnen – an Attraktivität verlieren (für eine Interpretation von aktuellen Veränderungen im Schweizer Sport vor dem Hintergrund einer zunehmenden Individualisierung vgl. Niggli 1989, 39). Diese Entwicklung hat man vor allem in städtischen Kontexten festgestellt, wo der Individualisierungsprozess am weitesten fortgeschritten ist:

„Sport ohne Sportverein trägt deutlich grossstädtische Züge. Dort, wo das Angebot an für jedermann zugänglichen Sporteinrichtungen verhältnismässig gross ist, wo auch der gesellschaftliche Individualisierungsprozess am weitesten fortgeschritten ist – nämlich in der Grossstadt – wird Sport auch am meisten ‚individualisiert‘ betrieben.“ (Norden & Schulz 1988, 152)

4. Sport und soziale Ungleichheit

Die Frage nach der sozialen Ungleichheit in der Gesellschaft ist seit jeher eine der Grundfragen in der Soziologie – speziell in der konflikttheoretischen Tradition der Soziologie. Diese Grundfrage kann in vielfältiger Weise auch auf den

Sport angewendet werden. Inwiefern die Ungleichheitsstrukturen einer Gesellschaft im Sport ihren Niederschlag finden, wurde auf verschiedenste Art und Weise untersucht. Zahlreiche Untersuchungen vor allem in den USA befassten sich insbesondere mit der Rolle der Frau und der Schwarzen im Sport.⁹

Am naheliegendsten (und empirisch auch am ausführlichsten behandelt) ist aber zweifellos die Frage nach dem Zusammenhang zwischen sportlichen Aktivitäten und der gesellschaftlichen Position von Individuen. Bereits anfangs der sechziger Jahre wurde in Deutschland eine Studie über soziale Schichtung und soziale Mobilität bei jungen Sportlern durchgeführt (Lüschen 1963). Aufgrund einer Untersuchung bei organisierten Sportlern zwischen 15 und 25 Jahren wird darin der Schluss gezogen, „dass der Sport in seiner Gesamtheit vorzugsweise als eine Freizeitbeschäftigung der Mittelschicht und der zur Mittelschicht orientierten Facharbeiter anzusehen ist“ (Lüschen 1963, 89). Der Zusammenhang zwischen sozialer Lage und Sportaktivität wurde seither in verschiedenen Untersuchungen vertieft und relativiert im wesentlichen aber bestätigt.¹⁰ Das Sportverhalten zeichnet sich durch ein schichtspezifisches Muster aus. Ob und wie häufig jemand Sport treibt, steht in Abhängigkeit mit den Dimensionen Alter, Geschlecht, Bildung und Beruf. Um es auf eine griffige Kurzformel zu bringen: Jüngere Angestellte mit höherer Bildung zeigen die höchste Sportaktivität.

„Trotz dieser schichtmässigen Differenzierung hat der aktive Sport allerdings eine grosse soziale Breite und ist keineswegs das Vergnügen nur einer bestimmten Schicht oder Klasse.“ (Grieswelle 1978, 132)

Studien, die das Verhältnis zwischen Sozialstruktur und dem Subsystem Sport auf die schichtspezifisch unterschiedliche Sportaktivität reduzieren, können den weiter oben angesprochenen Differenzierungen im Sport nicht gerecht werden. Bezieht man neben der Sportaktivität beispielsweise auch den Sportkonsum ein, so zeigt sich, dass sich die gemessenen Zusammenhänge mit Schichtvariablen teilweise umkehren. Das Sportengagement verschiedener sozialer Gruppen lässt sich zudem nicht nur im Hinblick auf quantitative sondern auch auf qualitative Aspekte unterscheiden. Bereits Lüschen (1963) und Loy (1969) konnten zeigen, dass sich einzelne Sportarten bezüglich der sozialen Merkmale der Aktiven in Gruppen zusammenfassen lassen. Generell lässt sich sagen, dass neue Sportarten mit geringerem Körperkontakt aber einer klareren Ausrichtung auf sichtbare Leistung von oberen Sozialschichten bevorzugt werden.

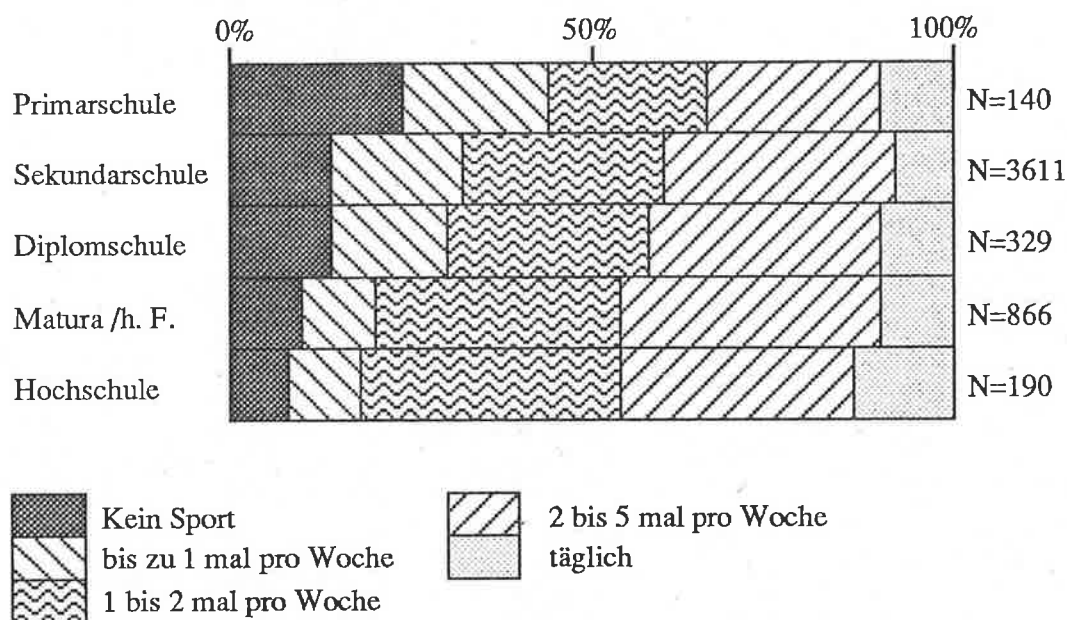
9 Für die USA findet sich eine Übersicht über die wichtigsten Forschungsfragen und Ergebnisse in Eitzen & Sage 1978.

10 Die Untersuchungen wurden auf die Gesamtbevölkerung ausgedehnt und es wurden auch Ländervergleiche durchgeführt (z. B. Voigt 1978, der die BRD mit der DDR vergleicht). Übersichten über verschiedene empirische Studien finden sich bei Grieswelle 1978, Heinemann 1980 und Bachleitner 1988.

Im Rahmen der oben erwähnten Rekrutenbefragungen (Schiffer 1979, Lamprecht, Ruschetti & Stamm 1991) wurde auch in der Schweiz der Zusammenhang zwischen sozialer Lage und Beziehung zum Sport untersucht. Auch wenn aufgrund dieser Untersuchungen nur Aussagen über diensttaugliche Männer im Alter von ungefähr zwanzig Jahren gemacht werden können, lohnt es sich, einige ausgewählte Befunde aus der neuesten Studie etwas genauer anzusehen, um im Anschluss daran einige grundsätzliche Probleme, die sich dabei stellen, kritisch zu diskutieren.

Betrachten wir zunächst den Zusammenhang zwischen Bildungsstatus und Sportaktivität anhand von Prozentwerten (Abbildung 1).

Abbildung 1: Sportaktivität nach Bildungsgrad*



Zu den Operationalisierungen vergleiche man Lamprecht, Ruschetti & Stamm 1991.

Abbildung 1 macht deutlich, wie der Zeitaufwand für Sport mit der Höhe des Bildungsabschlusses tendenziell ansteigt. Der Unterschied in der Sportaktivität zwischen verschiedenen Bildungsgängen zeigt sich am deutlichsten zwischen den Nichtsportlern und den sporadischen Sportlern. Bei den regelmässigen Sportlern ist die Differenz zwischen den Bildungsstufen weniger ausgeprägt. Um den Zusammenhang zwischen den beiden ordinalskalierten Variablen Bildung und Sportaktivität in einer Zahl auszudrücken, wurde die Masszahl Gamma verwendet. Ein Gamma von 0.13 zeigt, dass sich zwar ein signifikanter¹¹ Zusammenhang zwischen Bildungsniveau und Sportaktivität feststellen lässt, man aber trotzdem nicht sagen kann, dass die Häufigkeit mit der jemand Sport

¹¹ Durch die hohen Fallzahlen der vorliegenden Untersuchung werden auch sehr schwache Zusammenhänge hoch signifikant.

betreibt, entscheidend von seiner Bildung abhängt. Die leicht höhere Sportaktivität von Befragten mit höherer Bildung lässt sich aber auch nicht einfach dadurch erklären, dass diese am obligatorischen Schulsport teilzunehmen haben. Befragte, die unmittelbar vor der RS noch im Ausbildungssystem stecken, treiben nur geringfügig mehr Sport als Voll- oder Teilzeitbeschäftigte. Zudem betreiben Befragte mit höherer Bildung nicht nur etwas mehr Sport, sie sind auch etwas häufiger Mitglied in einem Sportverein. 46.4% der Studenten, 46.9% der Maturanten, 45.2% der Sekundarschulabsolventen, 41% der Diplomschulabsolventen aber nur 29.3% der Primarschulabsolventen gehören einem Sportverein an. Ein bildungsspezifischer Unterschied lässt sich auch bei der Vorliebe für bestimmte Sportarten feststellen: Volleyball, Basketball und Tennis werden deutlich häufiger von Mittelschülern und Studenten betrieben.

Neben der Bildung lassen sich auch beim Beruf Unterschiede bezüglich der Häufigkeit mit der jemand Sport betreibt feststellen (Abbildung 2).

Abbildung 2: Berufsstatus und Sportaktivität

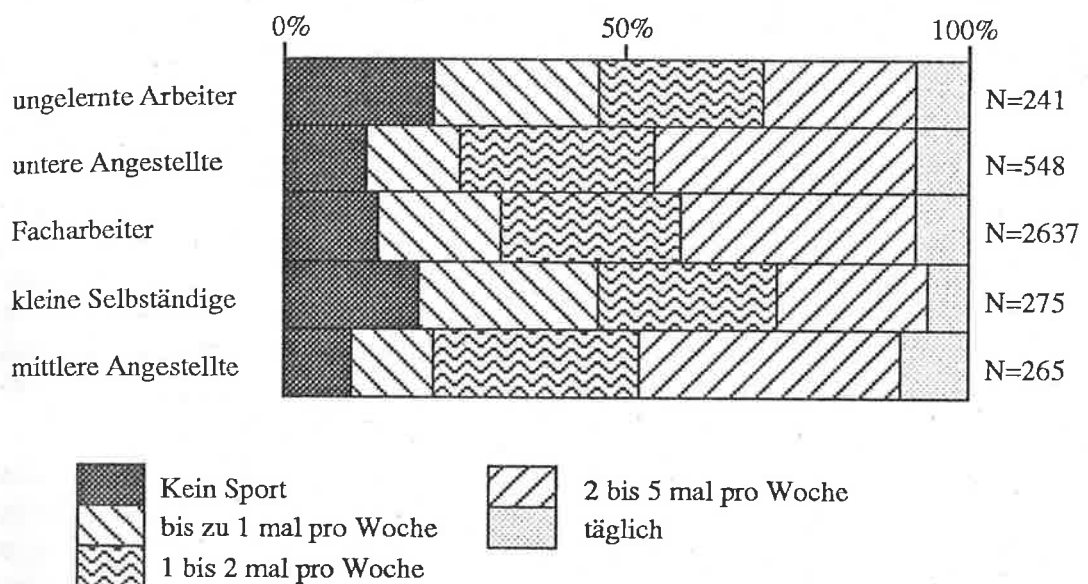


Abbildung 2 zeigt, dass die Sportaktivität je nach Berufsstatus variiert, nicht aber in dem Sinne, dass mit höherem Berufsprestige¹² auch der Zeitaufwand für Sportaktivitäten zunimmt. Dass zwischen den beiden Variablen weder ein positiver noch ein negativer linearer Zusammenhang besteht, zeigt sich auch in der Masszahl Gamma, welche den Wert 0.00 annimmt. Anhand des Kontingenzkoeffizienten von 0.14 lässt sich dagegen ablesen, dass – nimmt man Beruf und

¹² Die Skala wurde nach dem ungefähren Berufsprestige der in einer Berufskategorie zusammengeschlossenen Berufe in eine Rangfolge gebracht.

Sportaktivität als nominalskalierte Variablen – sehr wohl eine, wenn auch nur schwache, so doch wiederum signifikante Beziehung besteht. Selbständige und ungelernte Arbeiter treiben sichtbar weniger häufig Sport. Angestellte und zwar sowohl untere wie mittlere dagegen eher mehr. Das gleiche Bild zeigt sich auch bezüglich der Vereinszugehörigkeit: Ungelernte Arbeiter und kleine Selbständige sind deutlich seltener Mitglied in einem Sportverein (29.4% bzw. 32.1%). Während Facharbeiter und untere Angestellte mit 46.3% leicht über dem Durchschnitt liegen, machen von den mittleren Angestellten mehr als die Hälfte (52.8%) regelmässig in einem Sportverein mit.

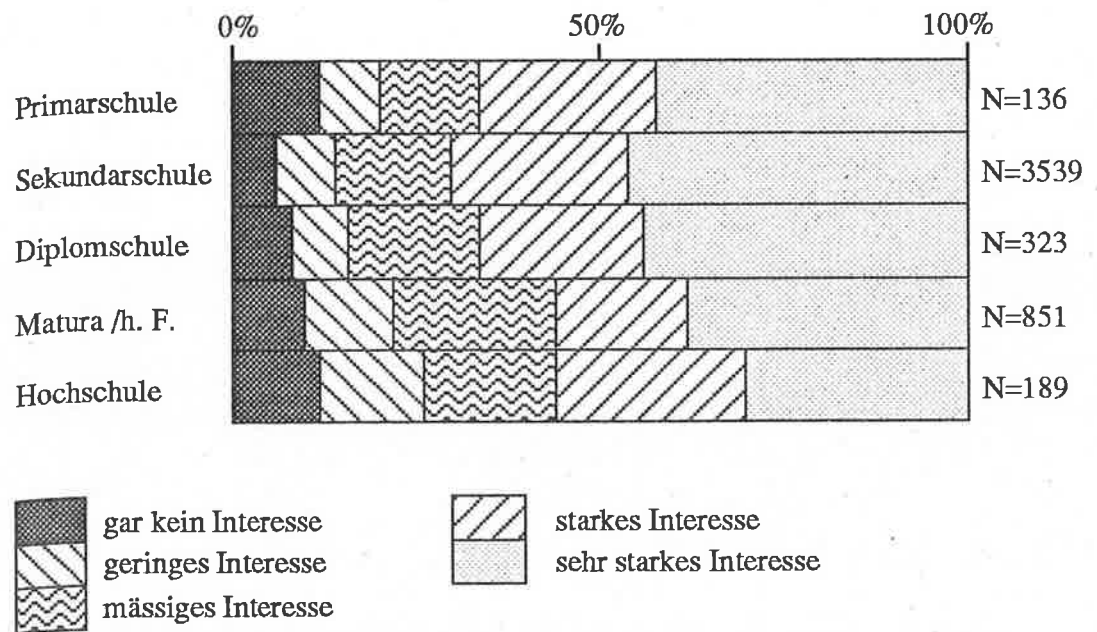
Ein ähnlicher Einfluss auf Sportaktivität wie von Bildung und Beruf des Befragten geht von seiner sozialen Herkunft aus. Bei „Bildung Vater“ (Gamma=0.10) und bei „Bildung Mutter“ (Gamma=0.11) ergibt sich ein schwacher linearer, bei „Beruf Vater“ (Kontingenzkoeffizient=0.11) ein schwacher nicht-linearer Zusammenhang mit Sportaktivität. Demgegenüber liess sich bei der Konfession und einer nach der Kantonszugehörigkeit gebildeten „Zentrum-Peripherie-Variable“ kein Einfluss auf Sportaktivität nachweisen. Ob jemand in einem der wirtschaftlich starken Zentrums Kantone oder in der Peripherie wohnt, ist also ebenso bedeutungslos für die Häufigkeit, mit der er Sport treibt, wie, ob er katholisch oder reformiert ist.

Aktivsportler haben ein klar höheres Interesse am Sport, auch wenn selbst bei Nichtsportlern noch ein beträchtliches Interesse festgestellt werden konnte. Je mehr jemand Sport treibt, desto höher ist auch sein Interesse am Sport (Gamma=0.55). Dieser Zusammenhang ist banal und bedarf keiner weiteren Erläuterungen. Interessant ist aber, dass sich die oben festgehaltenen schwachen Zusammenhänge zwischen sozialer Lage und Sportaktivität beim Sportinteresse teilweise umkehren. So treiben Befragte mit einem höheren Bildungsstatus wohl mehr Sport, ihr Interesse ist aber nicht ganz so hoch wie dasjenige der Befragten mit tieferem Bildungsniveau. Das höchste Interesse am Sport weisen die Sekundar-schulabsolventen auf (Abbildung 3.)

Es muss wiederum festgehalten werden, dass der hier festgestellte negative Zusammenhang zwischen Bildung und Sportinteresse insgesamt eher schwach ist (Gamma=-0.13). Weit eindrucklicher als die bildungsspezifischen Unterschiede ist das allgemein hohe Interesse an Sport. Zwei Drittel aller Befragten geben an, sich stark für Sport zu interessieren. Von 9 vorgegebenen Interessensbereichen¹³ konnten nur Umwelt und Natur, die zentralen Themen im öffentlich-politischen Diskurs der achtziger Jahre, ein ähnlich hohes Interesse auf sich ziehen wie der Sport. Kein Wunder, dass Sport neben „Freunden und Freundinnen“ auch das wichtigste Gesprächsthema ist. 71% aller Befragten geben, an über Sport zu sprechen, wenn sie mit Kollegen zusammen sind. Auch Rekruten, die selber nicht

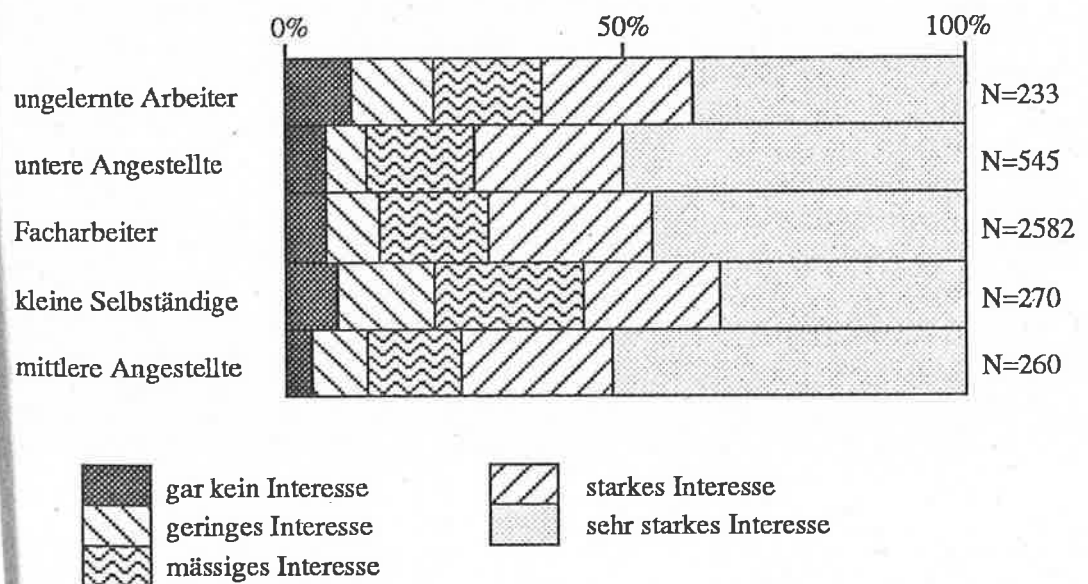
¹³ Vorgegeben waren die Themenbereiche: Kultur, Wirtschaft, Politik, Gesellschaft, Sport, Wissenschaft, Technik, Umwelt und Natur.

Abbildung 3: Sportinteresse nach Bildungsgrad



aktiv Sport betreiben, interessieren sich für Sport. Von nur gerade 3,5% aller Befragten lässt sich sagen, dass sie keinen Bezug zu Sport haben, da sie weder an Sport interessiert sind noch selber Sport betreiben.

Abbildung 4: Berufsstatus und Sportinteresse



Im Gegensatz zur Bildung, wo sich die Zusammenhänge umkehren, zeigt sich beim Beruf bezüglich Sportinteresse das gleiche Bild wie bei der Sportaktivität. Die Berufskategorien, die etwas mehr Sport betreiben (untere und mittlere Angestellte sowie Facharbeiter) haben auch ein etwas höheres Interesse am Sport (Abbildung 4).

Mit der Variablen Sportinteresse erfassen wir eine Kombination von Sportaktivität und Sportkonsum. Um nähere Angaben zum Sportkonsum zu erhalten, untersuchen wir, ob sich in der sportspezifischen Mediennutzung durch unterschiedliche Bildung zu erklärende Unterschiede zwischen den Befragten finden lassen (Tabelle 3).

Tabelle 3: *Bildungsabschluss - sportspezifische Mediennutzung **

	Primar- schule	Sekundar- schule	Diplom- schule	Matura	Hoch- schule	Alle
Fernseher	70.7%	85.9%	82.9%	82.6%	78.6%	84.4%
Radio	26.1%	38.6%	44.8%	31.7%	31.8%	37.2%
Tageszeitungen	49.0%	67.7%	67.8%	64.8%	64.6%	66.5%
Spez. Zeitschriften	26.1%	42.5%	45.1%	36.5%	38.0%	41.0%
Freunde / Familie	49.0%	62.3%	65.2%	58.8%	52.1%	61.2%

* Hier wurde gefragt, wo man sich häufig über Sport und Sportveranstaltungen informiert. Die zehn vorgegebenen Kategorien wurden zusammengefasst (Vgl. Lamprecht/Ruschetti/Stamm 1991).

Gesamthaft zeigt sich das aufgrund der Angaben zum Sportinteresse zu erwartende Bild: Die am meisten an Sport interessierten Sekundar- und Diplomschulabsolventen informieren sich auch am häufigsten über Sport. Mit Ausnahme der zwar durchschnittlich interessierten, sich aber deutlich unterdurchschnittlich informierenden Absolventen der untersten Bildungsstufe sind die Unterschiede zwischen den verschiedenen Bildungsabgängern einmal mehr gering. Die Gemeinsamkeiten bei der Mediennutzung sind klar grösser als die Unterschiede. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass sich keine eindeutig „schichtspezifische“ Mediennutzung erkennen lässt, etwa in dem Sinne, dass Befragte mit höherer Bildung eher Printmedien bevorzugen würden. Fernsehen ist in sämtlichen Bildungskategorien die wichtigste Informationsquelle, gefolgt von den Tageszeitungen und dem Gespräch unter Freunden und Bekannten.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Häufigkeit, mit der junge Schweizer Männer Sport betreiben, nur in losem Zusammenhang mit ihrer sozialen Lage steht. Dass Sport als weitgefaste Freizeitbeschäftigung ein Massenphänomen ist,

verdeutlichen auch Versuche, die die Varianz in den Variablen „Sportaktivität“ und „Sportinteresse“ mittels multipler Verfahren (Regressionen, log-lineare Modelle) durch sämtliche messbaren Ungleichheitsdimensionen zu erklären versuchen.¹⁵ Das Ausmass, mit dem jemand Sport betreibt oder Sport konsumiert, ist zumal bei jungen Schweizer Erwachsenen aufgrund der gemessenen Ungleichheitsdimensionen faktisch nicht vorhersagbar. Ein Vergleich¹⁶ mit den Resultaten von Schiffer 1979 zeigt zudem, dass der Zusammenhang zwischen der in unserem Fall wichtigsten Ungleichheitsdimension Bildung und der sportlichen Aktivität zwischen 1976 und 1988 abgenommen hat (Tabelle 4). Während die Vereinszugehörigkeit in allen gemessenen Bildungskategorien in den zwölf Jahren von 1976 bis 1988 recht konstant bleibt, nimmt die Anzahl derjenigen, die keinen Sport betreiben, bei den Befragten mit tieferer Bildung weit mehr ab als bei den Befragten mit höherer Bildung.

Noch immer treiben zwar junge Erwachsene mit höherer Bildung häufiger Sport, die Unterschiede zwischen den einzelnen Bildungskategorien sind aber insgesamt geringer geworden.

Tabelle 4: Vergleich zwischen gemessener Sportaktivität bei jungen Schweizern 1976 und 1988

	Mitglied in einem Sportverein		kein Sport	
	PRP76	PRP88	PRP76	PRP88
Anlehre, keine Berufsausbildung	37.1%	37.0%	30.0%	16.5%
Lehre 3 Jahre	44.9%	45.9%	21.8%	13.9%
Lehre 4 Jahre	49.4%	47.0%	17.7%	12.8%
Uni, Matura, Seminar	41.2%	45.5%	12.2%	8.8%

Ein Hauptmangel der vorliegenden Ergebnisse für die Schweiz liegt in der ungenügenden Datenbasis. Das Sample ist zwar zweifellos repräsentativ, aber nur für eine sehr homogene Bevölkerungsgruppe von zwanzigjährigen diensttauglichen Schweizer Männer. Die befragten Personen stehen erst am Anfang ihres beruflichen Werdeganges oder sind noch in Ausbildung, weshalb der spätere sozioökonomische Status nur sehr vage bestimmt werden kann. Für die Sportaktivität wesentliche Determinanten wie Alter, Geschlecht und Gesundheitszustand

¹⁵ Man vergleiche dazu Lamprecht, Ruschetti & Stamm (1991, Kapitel 6)

¹⁶ Vergleiche zwischen den beiden pädagogischen Rekrutenprüfungen waren aufgrund der unterschiedlichen Operationalisierungen der Ungleichheitsdimensionen und von Sportaktivität bzw. Sportkonsum nur auf einigen wenigen Kategorien möglich.

können zudem nicht untersucht werden. Viele Fragen, beispielsweise ob die höhere Sportaktivität „der Angestellten mit höherer Bildung“ mit zunehmendem Alter eher zu oder abnimmt, müssen unbeantwortet bleiben.

5. Folgerungen

In Abschnitt 2 unseres Beitrags konnte gezeigt werden, dass der Sport in unserer Gesellschaft an Bedeutung zunimmt. Im Gegensatz zu diesem relativ eindeutigen Ergebnis lassen die empirischen Analysen zum Zusammenhang zwischen sozialer Position und Sportverhalten (Abschnitt 4) eine Vielzahl von Fragen unbeantwortet. Neben Beschränkungen durch das verfügbare Datenmaterial stellen sich im Zusammenhang mit der vorliegenden Untersuchung auch grundsätzliche Probleme, die für die Theoriebildung in der Ungleichheitsforschung von grossem Interesse sind.

Wenn man in diesem Sinne die Ergebnisse zum Zusammenhang von Sportaktivität und sozialer Lage abschliessend betrachtet, stellt sich die Frage, was eigentlich hinter der Aussage steckt, dass Männer mit höherem Bildungsgrad häufiger Sport treiben. Was ist interessant daran für eine soziologische Analyse und nicht nur für die Hersteller und Verkäufer von Sportartikeln, die ihre Markt- und Werbestrategien besser auf die Käufer abstimmen wollen? Die Abhängigkeit der Beziehung zum Sport von der Position in der Sozialstruktur kann als gutes Beispiel für die in der Ungleichheitsforschung zentrale Fragestellung von Max Weber gelten, welche Schlüsse von der sozialen Lage einer Person auf ihre Lebensführung gezogen werden können. Es stellt sich die in der Schichtungs-forschung oft diskutierte Frage, ob Schicht im Gegensatz zum analytischen Klassenbegriff als rein deskriptiver Ordnungsbegriff zu verstehen ist, oder ob aus der Schichtlage Folgerungen auf das Bewusstsein und die Verhaltensweisen von Personen ableitbar sind. Nicht zuletzt die Kontroversen um diese Fragestellung haben dazu geführt, dass die soziologische Ungleichheitsforschung in den achtziger Jahren zunehmend in Bewegung geraten ist.

Die traditionellen Schicht- und Klassenmodelle, die die Ungleichheitsdiskussionen lange Jahre prägten und sich auch über die Grenzen des Faches hinaus grosser Beliebtheit erfreuten, sind zunehmend in das Schussfeld der Kritik geraten. Vordergründig zeigt sich dies darin, dass man heute weniger von Klassenanalyse oder Schichtforschung spricht, sondern allgemein von Ungleichheitsforschung.¹⁷ Hinter der Kritik an den traditionellen Schicht- und Klassenmodellen steht die Vorstellung, dass das gesellschaftliche Ungleichheitsgefüge nicht mehr primär als ein hierarchisch-vertikal strukturiertes System beschrieben werden könne, da horizontal ausgeprägte Differenzierungen und Disparitäten

¹⁷ Beispielsweise wurde der Titel des bekannten Textbuches von Bolte und Hradil ab der 4. Auflage von „Soziale Schichtung“ in „Soziale Ungleichheit“ umbenannt.

zunehmend an Bedeutung gewonnen hätten. Die Ursachen für diese „Entstrukturierung“ werden in der historisch beispielelosen Erhöhung des materiellen Lebensstandards und im Ausbau des Wohlfahrtsstaates gesehen. Durch die höheren Konsumchancen und die grössere soziale Sicherheit seien die alten Grenzen zwischen oben und unten, wenn auch nicht verschwunden, so doch soweit überlagert und aufgeweicht worden, dass sich keine klar abgrenzbaren Schichten oder gar Klassen mehr ausmachen liessen.¹⁸ Zudem führt die damit verbundene Abnahme von Statuskristallisation oder Statuskonsistenz zu einer „Diversifizierung und Individualisierung von Lebenslagen und Lebenswegen“ (Beck 1983, 36). Soziale Ungleichheit ist zwar nicht verschwunden, aber sie hat ein neues Gesicht bekommen, welches sich weder auf eine klare Klassenstruktur noch auf die klassischen Schichtdimensionen Bildung, Beruf und Einkommen reduzieren lässt. Die „neuen sozialen Ungleichheiten“ (z. B. Risiko) zeichnen sich nach dieser Argumentation gerade dadurch aus, dass sie quer zum vertikalen Muster sozialer Ungleichheit liegen oder von ihnen nur noch ganz spezifische Randgruppen (z. B. Drogensüchtige) betroffen sind.

Die Reaktionen auf die These einer „Differenzierung“, „Pluralisierung“ und „Individualisierung“ herkömmlicher Ungleichheitsstrukturen sind vielfältig: Auf der einen Seite wird die Kritik aufgenommen und nach neuen Konzepten wie soziale Lage (Hradil 1983, 1987), Zentrum-Peripherie (Kreckel 1983), Lebensstile (Lüdtke 1988), funktionale Differenzierung (Luhmann 1984) gesucht. Auf der anderen Seite wird die These vertreten, dass es trotz Wohlstandsvermehrung und Differenzierung noch stärkere „Tendenzen zu einer Verfestigung der hierarchisch-vertikalen Formen der Strukturierung sozialer Ungleichheit gibt“ (Haller 1986) und sowohl Schicht- (Geissler 1987) als auch Klassenmodelle wegen ihrer empirischen (Erbslöh et al. 1988) vor allem aber analytischen (Ritsert 1988) Erklärungskraft keineswegs ausgedient hätten. Aus der Perspektive dieser zweitgenannten Position heraus erscheint die vielzitierte „Individualisierung“ zu einem wesentlichen Teil als ideologische Erscheinung, welche die nach wie vor bestehenden Ungleichheiten und Interessenwidersprüche überdeckt. Eine Zwischenstellung nehmen Konzeptionen ein, die Kombinationen zwischen allgemeineren Zentrum-Peripherie Vorstellungen und revidierten Schicht- oder Klassenmodellen (Bornschiefer 1984, 1989, Lalive D'Epinay et al. 1980) versuchen.

Es geht in dieser Kontroverse um verschiedene Ansätze zur Analyse von sozialer Ungleichheit nicht einfach um eine möglichst adäquate Beschreibung von Erscheinungen sozialer Ungleichheit. Soziologisch interessant wird die Frage erst, wenn weitergefragt wird nach den Konsequenzen, welche daraus für die Betroffenen als Gruppe oder Einzelne abgeleitet werden können (z. B. Zwicky 1985). Im Hintergrund steht also die nicht nur für die Sportsoziologie eminent wichtige Frage, ob es sich bei Klasse, Schicht, sozialer Lage, Zentrum-Peripherie, Lebensstil oder wie auch immer um eine nur beschreibende oder auch erklärende Variable handelt (Bachleitner 1988). Die Frage nach den

¹⁸ Beck (1986, 124) spricht in diesem Zusammenhang vom „Fahrstuhl-Effekt“.

Ungleichheitsdimensionen als unabhängige Variablen zielt in zwei Richtungen. Einerseits muss theoretisch begründet werden, weshalb diese Variable als unabhängige im Zentrum der Gesellschaft steht, andererseits muss genau untersucht werden, inwiefern diese Variable einen direkten Einfluss auf die abhängige Variable ausübt und welches allenfalls wichtige Vermittlungsfaktoren sind.

Sowohl Klassen- als auch Schichtkonzepte gehen davon aus, dass moderne Gesellschaften Arbeitsgesellschaften sind. Die zentralen Ungleichheitsdimensionen sind deshalb in der Produktionsordnung festzumachen.¹⁹ In der Organisation des Produktionsprozesses findet eine Differenzierung statt, von der die Erwerbstätigen in nachhaltiger Weise hinsichtlich ihrer Chancen zur Teilhabe an materiellen und immateriellen Gütern betroffen sind. Von der Position im Produktionssystem werden Schlüsse auf die Lebensbedingungen und Lebenschancen, aber auch auf das Bewusstsein und Verhalten einer Person gezogen. Wenn wir nach dem Einfluss von sozialer Ungleichheit auf das Verhältnis zum Sport fragen, setzen wir den Arbeitsbereich dem Freizeitbereich gegenüber. Der Arbeitsbereich ist klar strukturiert durch die gegenwärtigen Produktions- und Herrschaftsverhältnisse, hier lassen sich eindeutige hierarchische Strukturen und kaum überbrückbare Grenzen festmachen. Demgegenüber kann man den Freizeitbereich idealtypisch als konträr strukturiertes Handlungssystem betrachten, wo Selbstbestimmung und persönliche Entfaltung im Zentrum stehen – im Sinne von: „Freizeit ist freie Zeit plus selbstgewähltes Handeln“. Die Frage ist nun, wie die klaren Strukturen der Arbeitswelt in den Freizeitbereich einfließen und dadurch die „Ordnung der Musse“ mitbestimmen (vgl. Lalive D'Epinay et al. 1980). Lassen sich im Freizeitbereich ähnliche Strukturen finden wie in der Arbeitswelt und wie sind diese Strukturen vermittelt?

In wesentlichen Punkten ist der Freizeitbereich direkt an die Arbeitswelt gebunden. Das Ausmass an freier Zeit und die in der Freizeit zur Verfügung stehenden Ressourcen stehen in direkter Abhängigkeit von der Berufsarbeit. Sie sind bestimmt durch Anzahl der Freistunden und -tage, durch Arbeitszeit (z. B. Schichtarbeiter), durch Arbeitsbelastung (unterschiedliche Regenerationszeiten), durch die Länge der Ablöszeiten (Waschen, Umziehen usw.) oder die Länge des Arbeitsweges, aber auch durch die Höhe des Erwerbseinkommens und anderes mehr. Eine indirekte Erklärung, wie sich Strukturen der Arbeitswelt in der Freizeit reproduzieren, argumentiert über die unterschiedlichen Wertorientierungen, die vor allem in der schichtspezifischen Sozialisationsforschung nach Klassen und Schichten zu differenzieren versucht wurden (z. B. Lamprecht 1988). Auf den Sport angewendet, werden insbesondere das schichtspezifische Gesundheits- und Körperbewusstsein oder die unterschiedliche Leistungsmoti-

19 Der wesentliche Unterschied zwischen Klassen- und Schichtkonzepten besteht darin, dass für Klassenmodelle der Besitz von Produktionsmitteln (Marx) oder die unterschiedliche Betroffenheit von Herrschaft (Dahrendorf), für Schichtmodelle dagegen der Beruf und die daran geknüpften Merkmale Bildung und Einkommen das zentrale Strukturierungselement für die soziale Verortung bilden. Während Schichtmodelle von einer graduellen Abstufung ausgehen und es deshalb nicht selbstverständlich ist, ob und wieviele Schichten es überhaupt gibt, sind Klassen als diskrete Orte zu sehen, die sich in einem Ausbeutungsverhältnis gegenüberstehen.

vation ins Feld geführt. Um die vermittelnden Faktoren genauer bestimmen zu können, müssen wir auch eine Vorstellung davon gewinnen, wie der Freizeitbereich (in unserem Fall der Sport) seinerseits strukturiert ist. In diesem Zusammenhang wird in den Arbeiten, die sich mit Sport und sozialer Schichtung beschäftigen, meist auf die Exklusivität bestimmter Sportarten (z. B. Golf) verwiesen. Um den Zusammenhang zwischen dem Verhältnis zum Sport und sozialer Lage genauer bestimmen zu können, müsste aber präziser untersucht werden, welche Felder im Sport unterschieden werden können, welche Funktionen die einzelnen Felder zu erfüllen haben und welche Wertorientierungen (und Ideologien) in den verschiedenen Feldern anzutreffen sind. Das alte Pyramidenmodell, das Sport als einheitlichen Block thematisiert, hat dabei sicher ausgedient (vgl. Digel 1986 bzw. die entsprechende Diskussion in Abschnitt 2). Im Zeitalter des „Showsports“ kann der Breitensport nicht einfach als Basis des Spitzensports angesehen werden. Wer, wo, wieviel, mit wem und in welchem Bereich mit Sport in Berührung kommt, muss genauer untersucht werden. Erste Hinweise darauf, in welche Richtung die zukünftige Forschung zu gehen hätte, gibt der oben dargestellte Befund, dass Bildung zwar positiv mit Sportaktivität, aber negativ mit Sportinteresse und Sportkonsum korreliert. Eine solche Sichtweise verlangt nach einer theoretisch gerechtfertigten Unterscheidung von verschiedenen sportlichen Feldern, wie sie bislang nicht geleistet wurde.²⁰

In den traditionellen Schicht- und Klassenmodellen wurden die vermittelnden Faktoren und die Entsprechung der Strukturen mehr oder weniger explizit unterstellt. Wenn heute nach neuen Konzepten zur Beschreibung von sozialen Ungleichheitsstrukturen gesucht wird, muss gleichzeitig gefragt werden, inwiefern auch mit den theoretischen Annahmen der Klassen- und Schichtkonzepten der Gesellschaft als einer Arbeits- und Industriegesellschaft gebrochen wird. Kann noch als selbstverständlich unterstellt werden, dass der Arbeitsbereich als Kernbereich der Gesellschaft anzusehen ist oder tritt gar der Freizeitbereich selber als ein konstitutives Element von sozialer Ungleichheit auf, wie dies in Vorstellungen von Lebensstilen unterstellt wird? Auf diese Frage gibt es bislang von Seiten der Ungleichheitsforscher wenig überzeugende Antworten. Eine Ausnahme ist sicher Bourdieu, der – ausgehend von einer allgemeinen Theorie sozialer Ungleichheit – das ursprüngliche Klassenkonzept, das Klassen an ihrer Stellung im Produktionsprozess festmacht, um Wahrnehmungs- und Konsumkomponenten erweiterte (vgl. Bourdieu 1987).²¹

Am Zusammenhang zwischen sozialer Schichtlage und Sportverhalten zeigt sich die grosse Bedeutung sportsoziologischer Analysen für die Analyse moderner Gesellschaften ebenso wie für die Weiterentwicklung allgemeiner soziologischer Theorien. An diesem ausgewählten Objektbereich kann gezeigt werden,

20 Mögliche Anknüpfungspunkte finden sich bei Loy (1979), der ausgehend von einer Typologie des Spiels verschiedene Sportarten bezüglich unterschiedlicher Wert- und Verhaltensmuster schichtspezifisch verortet.

21 In der deutschsprachigen Sportsoziologie ist der Ansatz von Bourdieu in einer neueren Arbeit von Winkler (1989) aufgenommen worden.

dass die Determinationskraft der grundlegenden soziologischen Strukturelemente (bzw. der Art und Weise, wie sie in der traditionellen Soziologie beschrieben werden) zurückgegangen ist. Unserer Meinung nach sollte – in der Sportsoziologie ebenso wie in der allgemeinen Soziologie – eine Antwort auf diese „soziologische Entstrukturierung“ darin bestehen, dass einer ideologiekritische Analyse eine verstärkte Bedeutung zugemessen wird (vgl. Abschnitt 3). Ohne dieses ideologiekritische Element läuft die Soziologie Gefahr, durch anwendungsorientierte Disziplinen vollständig ersetzt zu werden.

Wir glauben, dass sich die Soziologie in den nächsten Jahren gerade in Gebieten wie „Sport und Freizeit“ bewähren und legitimieren muss. Diese Bewährung kann sie aber nur dann erfolgreich absolvieren, wenn auch in der Schweiz eine verstärkte und institutionalisierte (d. h. kontinuierliche und akkumulative) Beschäftigung mit den vielen offenen Forschungsfragen in der Sportsoziologie ermöglicht wird, und wenn die Soziologen in unserem Land auch bereit sind, intellektuelle Ressourcen an so profane Forschungsbereiche wie die Sportsoziologie zu „verschwenden“. Nur schon die Analyse des Zusammenhangs zwischen Sport und sozialer Schicht (bzw. gesellschaftlicher Position) bedarf noch vielfältiger Forschungsanstrengungen. Und andere interessante Teilbereiche der Sportsoziologie wie beispielsweise die Untersuchung von Vereinen und Organisationen im Sport sind in der Schweiz noch weitgehend unbearbeitet.

LITERATURVERZEICHNIS

- ALBONICO Rolf & PFISTER-BINZ Katharina (1971), *Soziologie des Sports*, Birkhäuser, Basel.
- BACHLEITNER Reinhard (1988), „Soziale Schichtung im Sport“, *Sportwissenschaft*, 18 (3), 237–253.
- BECK Ulrich (1983), „Jenseits von Stand und Klasse?“, in KRECKEL Reinhard, Ed., *Soziale Ungleichheiten*, Sonderband 2 der Sozialen Welt, Göttingen, 35–74.
- BECK Ulrich (1986), *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- BOLTE Karl M. & HRADIL Stefan (1984), *Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland*, Leske + Budrich, Opladen.
- BORNSCHIER Volker (1984), „Zur sozialen Schichtung in der Schweiz“, *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 10 (3), 647–688.
- BORNSCHIER Volker (1989), „Zur sozialen Schichtung im keynesianischen Gesellschaftsmodell“, in HOFFMANN-NOWOTNY Hans-Joachim, Ed., *Kultur und Gesellschaft*, Seismo, Zürich, 613–615.
- BOURDIEU Pierre (1986), „Historische und soziale Voraussetzungen modernen Sports“, in HORTLEDER Gerd & GEBAUER Gunter, Eds., *Sport – Eros – Tod*, Suhrkamp, Frankfurt a. M., 91–112.
- BOURDIEU Pierre (1987), *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- BOUT Michel A. et al. (1987), „The Situation of Sport Sociology in France“, *International Review for the Sociology of Sport*, 22 (1), 25–38.
- CACHAY Klaus (1988), *Sport und Gesellschaft*, Hofmann, Schorndorf.
- CAILLAT Michel (1989), *L' idéologie du sport en France depuis 1880*, les Éditions de la Passion, Paris.

- CHESNEAUX Jean (1985), «Sport et modernité», *Quel corps?*, 28/29, 76.
- COACKLEY Jay (1987), "Sociology of Sports in the United States", *International Review for the Sociology of Sport*, 22 (1), 63–79.
- DIGEL Helmut (1986), „Über den Wandel der Werte in Gesellschaft, Freizeit und Sport“, in HEINEMANN Klaus & BECKER Hartmut, Eds., *Die Zukunft des Sports*, Hofmann, Schorndorf, 14–43.
- EITZEN Stanley D. & SAGE George H. (1978), *Sociology of American Sport*, WCB, Dubuque USA.
- ELIAS Norbert (1979), „Die Genese des Sports als soziologisches Problem“, in HAMMERICH Kurt & HEINEMANN Klaus, Eds., *Texte zur Soziologie des Sports*, 2. Aufl., Hofmann, Schorndorf, 81–109.
- ELIAS Norbert (1976), *Über den Prozess der Zivilisation: Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- ERBSLÖH Barbara et al. (1988), „Klassenstruktur und Klassenbewusstsein in der Bundesrepublik Deutschland“, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 40, 245–261.
- GEBAUER Gunter & HORTLEDER Gerd (1986), „Die Epoche des Showsports“, in HORTLEDER Gerd & GEBAUER Gunter, Eds., *Sport – Eros – Tod*, Suhrkamp, Frankfurt a. M., 60–87.
- GEISSLER Rainer (1987), *Soziale Schichtung und Lebenschancen in der Bundesrepublik Deutschland*, Enke, Stuttgart.
- GREEN Harvey (1986), *Fit for America*, John Hopkins University Press, Baltimore, London.
- GRIESWELLE Detlev (1978), *Sportsoziologie*, Kohlhammer, Stuttgart, Berlin.
- HALLER Max (1986), „Sozialstruktur und Schichtungshierarchie im Wohlfahrtsstaat: Zur Aktualität des vertikalen Paradigmas der Ungleichheitsforschung“, *Zeitschrift für Soziologie*, 15 (3), 167–187.
- HEINEMANN Klaus (1980), *Einführung in die Soziologie des Sports*, Hofmann, Schorndorf.
- HEINEMANN Klaus (1989), "The Situation of Sport Sociology in the Federal Republic of Germany", *International Review for the Sociology of Sport*, 24 (1), 65–79.
- HOFSTADTER Richard (1962), *Anti-Intellectualism in American Life*, Vintage Books, New York.
- HRADIL Stefan (1983), „Die Ungleichheit der ‚sozialen Lage‘“, in KRECKEL Reinhard, Ed., *Soziale Ungleichheiten, Sonderband 2 der Sozialen Welt*, Göttingen, 101–120.
- HRADIL Stefan (1987), „Die ‚neuen sozialen Ungleichheiten‘ – und wie man mit ihnen (nicht) theoretisch zurechtkommt“, in GIESEN Bernhard & HAUSERKAMP Hans (1987), *Soziologie der sozialen Ungleichheit*, Westdeutscher Verlag, Göttingen, 115–144.
- KELLER Heinz (1987), „Vom ‚Wissen im Sport‘ zum ‚Wissen über Sport‘“, *Maggingen* 44, 1.
- KRECKEL Reinhard (1983), „Theorien sozialer Ungleichheiten im Übergang“, in Ders., Ed., *Soziale Ungleichheiten, Sonderband 2 der Sozialen Welt*, Göttingen, 3–14.
- KROCKOW VON Christian (1972), *Sport und Industriegesellschaft*, Piper, München.
- LALIVE D'EPINAY Christian et al. (1980), „Produktion und Kulturkonsum: Die soziale Strukturierung der Freizeit“, in HISCHIER Guido et al., Eds., *Weltgesellschaft und Sozialstruktur*, Rüegger, Diessenhofer.
- LAMPRECHT Markus (1988), *Schule zwischen Selektion und Legitimation, Eine internationale vergleichende Untersuchung über Stellenwert und Entwicklung der Chancengleichheit in den westlichen Gesellschaften der Nachkriegszeit*, Lizentiatsarbeit, Soziologisches Institut der Universität Zürich.
- LAMPRECHT Markus, RUSCHETTI Paul & STAMM Hanspeter (1991), *Sport und soziale Lage: Sportaktivität, Sportkonsum und Einstellungen zum Fairplay junger Schweizer Männer*, Gesellschaft zur Förderung der Sportwissenschaften an der ETH Zürich.

- LIEBER Hans-Joachim (1985), *Ideologie: Eine historisch-systematische Einführung*, UTB-Schöningh, Paderborn.
- LOY John W. (1969), "The Study of Sport and Social Mobility", in KENYON Gerald S., Ed., *Aspects of Contemporary Sport Sociology*, The Athletic Institute, Chicago.
- LOY John W. (1979), „Spielformen, Sozialstruktur und Anomie“, in HAMMERICH Kurt, HEINEMANN Klaus, Eds., *Texte zur Soziologie des Sports*, 2. Aufl., Hofmann, Schorndorf, 58–75.
- LÜDTKE Hartmut (1989), *Expressive Ungleichheit: Zur Soziologie der Lebensstile*, Leske & Budrich, Opladen.
- LUHMANN Niklas (1984), *Soziale Systeme: Grundriss einer allgemeinen Theorie der Praxis*, Suhrkamp, Frankfurt a. M.
- LÜSCHEN Günter (1963), „Soziale Schichtung und soziale Mobilität bei jungen Sportlern“, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 15, 74–93.
- NIGGLI Roland (1989), *Sport und Gesellschaft: Eine empirische Studie zur Bedeutung und Funktion des Sports in der modernen Gesellschaft*, Lizentiatsarbeit, Soziologisches Institut der Universität Zürich.
- NORDEN Gilbert & SCHULZ Wolfgang (1988), *Sport in der modernen Gesellschaft*, Universitätsverlag R. Trauner, Linz.
- PIETH Fritz (1979), *Sport in der Schweiz: Sein Weg in die Gegenwart*, Walter, Olten.
- PLESSNER Helmut (1954), *Soziologie des Sports*, Jahrbuch der Studiengesellschaft für praktische Psychologie, Lüneburg.
- RITSERT Jürgen (1988), *Der Kampf um das Surplusprodukt: Einführung in den klassischen Klassenbegriff*, Campus, Frankfurt a. M., New York.
- RUSCHETTI Paul (1989), „Sport in den Medien – Schrittmacher ohne Prestige: Eine systemtheoretisch akzentuierte Problemdarstellung“, in ALTENBERGER H., Ed., *FUS-Berichte aus der Forschung*, Bd 3, SFT-Verlag, Erlensee, 46–63.
- RUSCHETTI Paul (1990), „Zwang oder Drang zur Oberflächlichkeit?, Strukturanalytische Beobachtungen und hypothesenerkundende Überlegungen zum Sportjournalismus“, Magglingen, i. V.
- SCHIFFER Jürg (1979), *Sport und Freizeit*, Sauerländer, Aarau.
- STAEHLI Beat (1988), *Freizeit- resp. Sportverhalten im Vergleich zum Arbeitsverhalten. Eine Untersuchung mit Triathleten*, Diplomarbeit zur Erlangung des Turn- und Sportlehrerdiploms II, ETH Zürich.
- STRUPLER Martin (1988), *Breitensport in der Schweiz: Zahlen, Prognosen und Ideen zur Breitensportentwicklung 1989 bis 2000*, Bericht im Auftrag des Schweizerischen Landesverbandes für Sport.
- VOIGT Dieter (1978), *Soziale Schichtung im Sport: Theorie und empirische Untersuchungen in Deutschland*, Bartels & Wernitz, Berlin, München, Frankfurt a. M.
- WEBER Max (1920, 1988), *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*, UTB Mohr, Tübingen.
- WINKLER Joachim (1989), „Sportliche Aktivitäten als Stilisierung der Lebensführung“, in HOFFMANN-NOWOTNY Hans-Joachim, Ed., *Kultur und Gesellschaft*, Seismo, Zürich, 421–423.
- ZWICKY Heinrich (1985), „Konsequenzen sozialer Schichtung: Eine Übersicht über Forschungsergebnisse auf individueller und aggregierter Ebene“, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, 75–95.
- ZWICKY Heinrich (1990), *Stand und Perspektiven der Sportsoziologie in der Schweiz*, i. V., ETH Zürich.

INSTITUTIONALISIERUNGSPROZESSE IN ZWEIERBEZIEHUNGEN

Karl Lenz

Institut für Soziologie
Universität Regensburg

I Argumente für eine Soziologie der Zweierbeziehung

Auch im wissenschaftlichen Diskurs scheint die Vorstellung dominant zu sein, daß eine Ehe weitgehend in der Familie aufgeht. Im deutschsprachigen Raum wird dies schon in der Namensgebung deutlich. Es ist allgemein die Rede von Familiensoziologie oder Familienforschung, dagegen sind Termini wie „Eheforschung“ oder „Soziologie der Ehe“ weitgehend unüblich. Eine dem amerikanischen Vorbild von „marriage and family“ entsprechende Bezeichnung des Forschungsfeldes als „Ehe- und Familienforschung“ hat sich nicht eingebürgert. Die Erforschung von Ehen wird als ein Bestandteil der Familienforschung aufgefaßt, wobei – und dies gilt nicht nur für den deutschsprachigen Raum – das Ehegatten-Subsystem deutlich weniger Forschungsinteresse binden konnte als das Eltern-Kind-Subsystem (vgl. auch Kaufmann 1990, 97). Ein offensichtlich nicht nur im Alltagsverständnis als grundlegend aufgefaßter Verweisungszusammenhang von Ehe auf Familie (vgl. Tyrell 1985) hat dazu geführt, daß auch in der Wissenschaft Ehen primär aus dem Blickwinkel der Familie thematisiert wurden und auch heute noch werden.

Die Ehe der Familie als Forschungsthema unter- und nachzuordnen, dafür hat es lange durchaus „gute Gründe“ gegeben. Seit einiger Zeit jedoch haben Ehen – und auch „eheähnliche“ Beziehungen – stark an Eigenständigkeit gewonnen, was auch der Forschung nahelegen sollte, sich jenseits einer „Familien-Optik“ stärker mit diesem Thema zu befassen. Daß dies notwendig ist, dafür läßt sich eine Reihe von Argumenten anführen:

(1) Selbst in Familien lassen sich Tendenzen beobachten, die für eine Aufwertung der Ehebeziehung gegenüber dem Familienverband sprechen. Der relative Anteil der Familienphase – das Zusammenleben von Eltern und Kind/ern – an der Gesamtdauer einer stabilen Ehe ist rückläufig. Dazu trägt die starke Zunahme der Lebenserwartung bei, die z. B. für die Bundesrepublik Deutschland¹ – und ähnliche Werte finden sich für alle Industrieländer – von 1950 bis 1984 für Männer um sechs Jahre auf 70,5 Jahre und für Frauen um knapp 9 Jahre auf 77,1 Jahre gestiegen ist (vgl. Höhn 1989). Dazu trägt auch bei, daß sich die Familienerwei-

¹ Alle Angaben zur Bundesrepublik Deutschland beziehen sich auf das Gebiet der „alten“ Bundesrepublik, also ohne die Gebiete der ehemaligen DDR.

terung in 85% der Fälle auf ein Kind oder auf zwei Kinder beschränkt. Werden zwei oder mehr Kinder in einer Familie geboren, läßt sich gleichzeitig eine deutliche Tendenz zur Verringerung der Geburtenabstände feststellen. Auch wenn die nachwachsende Generation heute aufgrund der Verlängerung der Ausbildungszeiten oftmals länger in ihrer Herkunftsfamilie verweilt, ist in aller Regel die Schrumpfung der Familie auf das Ehepaar (=nachfamiliale Phase) bereits abgeschlossen, wenn die Eltern 50 Jahre alt werden oder kurz danach. Den 20 bis 25 Jahren Familie steht ein ähnlich langer Zeitraum gegenüber, in dem das Ehepaar wieder allein ist. Diese veränderten Rahmenbedingungen haben ganz wesentlich dazu beigetragen, daß immer weniger Frauen in „Hausfrau“ und „Mutter“ eine lebenslange Aufgabe sehen und auch sehen können; ganz abgesehen davon, daß die außerhäusliche Erwerbstätigkeit an sich schon attraktiver ist, da sie mit einem höheren sozialen Prestige und einem breiteren sozialen Erfahrungsfeld verbunden ist und dadurch auch Abhängigkeiten vermieden oder zumindest vermindert werden können, die mit einer Hausfrauenehe einhergehen.

(2) Doch ist die stärkere Eigenständigkeit der Ehebeziehung in der Familie nicht auf diese demographischen Effekte beschränkt. Trotz der Zunahme einer Kindzentrierung der Familien scheinen Eltern zunehmend nicht mehr bereit, voll und ganz in ihrem „Eltern-Dasein“ aufzugehen (vgl. Rerrich 1988). Sie sind nicht nur Vater und Mutter, sondern auch weiterhin Ehemann und Ehefrau. Dies wird bereits in der scheinbaren Kleinigkeit der Anrede erkennbar. Während es lange Zeit gängige Praxis war, daß sich ein Ehepaar mit Kindern auch gegenseitig als „Vater“ und „Mutter“ ansprach, wird es immer üblicher, daß die Anrede durch Vornamen (oder deren Substitute) beibehalten wird. Immer mehr wenden sich Eltern dagegen, sich in ihrem Privatleben auf die Vater- oder Mutterrolle reduzieren zu lassen. Man möchte auch mal etwas ohne die Kinder unternehmen, nur zu zweit sein. Wo das nicht in dem gewünschten Maße möglich ist, wird dies zumindest als Belastung, als Einschränkung erlebt. Daß der Partner ein „guter Vater“, die Partnerin eine „gute Mutter“ ist, reicht nicht mehr für die eheliche Zufriedenheit aus; diese wird vielmehr abhängig gemacht von einer breiten Palette an Erwartungen, die an den/die Partner/in herangetragen wird. Werden diese Erwartungen nicht hinreichend erfüllt, sind auch die Ehepaare mit Kindern zunehmend weniger gewillt, die Schwierigkeiten miteinander hinzunehmen zugunsten der Sicherung des Familienzusammenhalts – eine Entwicklung, die maßgeblich zu dem hohen Scheidungsniveau beiträgt.

(3) Die Zunahme der Eigenständigkeit der Ehe gegenüber der Familie kommt auch zum Ausdruck in dem Anwachsen der Zahl der Ehen, die dauerhaft kinderlos bleiben. Vom Eheschließungsjahrgang 1973–77 bleiben – voraussichtlich – 18% der verheirateten Paare kinderlos; in Modellrechnungen für das Jahr 2000 wird der Anteil der kinderlosen Ehen auf 20% geschätzt (vgl. Nave-Herz 1988a, 196). Die Studie von Rosemarie Nave-Herz, in der kinderlose Ehepaare der Eheschließungsjahrgänge 1950, 1970 und 1980 befragt wurden, zeigt, daß Ehen in der ältesten Kohorte nahezu ausschließlich aus medizinischen Gründen kinderlos blieben. Für die beiden anderen Eheschließungsjahrgänge nimmt eine „frei-

willige“ Kinderlosigkeit stark zu, wobei die dominante Form der temporäre Aufschub ist, bei der der Kinderwunsch zunächst aufgeschoben und auf diesem Umweg zu einer dauerhaften Kinderlosigkeit wird. Erst in der jüngsten Kohorte finden sich auch Fälle einer bewußten, lebenslangen bzw. als solche projizierten Entscheidung, keine Kinder zu wollen. Wichtig erscheint hier darauf hinzuweisen, daß der Anteil der kinderlosen Ehen steigt, obwohl die moderne Reproduktionstechnologie Wege geschaffen hat, – zumindest in einer Reihe von Fällen und auch dann mit hohem Aufwand – medizinisch bedingte Kinderlosigkeit zu überwinden. Erst wenn diese neuen Möglichkeiten in Rechnung gestellt werden, wird das volle Ausmaß der freiwilligen Kinderlosigkeit sichtbar.

Die bisher angeführten Argumente scheinen dafür zu sprechen, daß angesichts dieser Entwicklungslinien eine Soziologie der Ehe erforderlich ist. Aber diese stärkere Eigenständigkeit der Ehe gegenüber der Familie ist nur die eine Seite. Zugleich hat auch die Ehe – im Vergleich zu den 50er und 60er Jahren, die als „golden age of marriage“ (Festy 1981) bezeichnet werden – starke Einbußen als kulturelle Selbstverständlichkeit hinnehmen müssen:

(1) Die starken Einbußen der Ehe als kulturelle Selbstverständlichkeit gehen einher mit der Ausbreitung der nichtehelichen Lebensgemeinschaften in den 70er und 80er Jahren. Eine wachsende Anzahl von Paaren lebt zumindest für eine gewisse Zeitdauer unverheiratet in einem gemeinsamen Haushalt zusammen. In einer im Auftrag des Familienministeriums von EMNID durchgeführten Repräsentativstudie für die Bundesrepublik gab ein Drittel der Befragten an, daß sie eine feste Heiratsabsicht haben, die anderen zwei Drittel waren sich unsicher, ob sie heiraten werden, oder lehnten die Heirat mit ihrem/ihrer gegenwärtigen Partner/in ab (vgl. BMFJG 1985). Zu Recht hat Rosemarie Nave-Herz (1988b) auf der Grundlage dieser Ergebnisse darauf hingewiesen, daß es nicht gerechtfertigt erscheint, nichteheliche Lebensgemeinschaften lediglich als eine neue Form der Verlobung oder als Probe-Ehe aufzufassen. Die nichtehelichen Lebensgemeinschaften münden keineswegs immer in eine Ehe und werden auch vielfach ohne konkrete Heiratswünsche gegründet. Gleichzeitig läßt sich jedoch feststellen, daß die ganz große Mehrzahl junger Ehen aus nichtehelichen Lebensgemeinschaften hervorgeht. Dies wird schon durch einen Blick auf Heiratsaufgebote deutlich, die für das angehende Ehepaar meist schon vor der Heirat eine gemeinsame Adresse ausweisen. Dies läßt sich aber auch durch empirische Studien bestätigen: Für die Region Zürich stellte François Höpflinger (1989) in einer Befragung von Frauen im Alter von 22 bis 29 Jahren fest, daß 72% der verheirateten Frauen schon vor der Heirat mit ihrem jetzigen Ehemann zusammenwohnten.

Nichteheliche Lebensgemeinschaften, egal ob sie in eine Ehe münden oder nicht, machen vor allem deutlich, daß die (relativ) festen Beziehungen unabhängig von oder im Vorfeld einer Ehe einen starken Bedeutungszuwachs erfahren haben. Dieser Bedeutungszuwachs wird erst dann im vollen Umfang erkennbar, wenn man berücksichtigt, daß sich das Eingehen von „festen Freundschaften“

biographisch stark nach vorne verlagert hat. So gaben z. B. in einer Studie des Deutschen Jugendinstituts nur 8% der 19jährigen Mädchen an, daß sie bislang noch keinen festen Freund hatten (Seidenspinner/Burger 1982, Tab. 74). Zunehmend verschwindet ein kulturelles Muster, demzufolge nach einer kurzen Werbe- und Kennenlernphase die Eheschließung folgt. Feste Beziehungen zu dem anderen Geschlecht werden früh aufgenommen, einige erweisen sich als kurzlebig, andere dagegen gewinnen an Dauer. Immer häufiger kann ein Paar zum Zeitpunkt der Heirat schon auf eine längere Beziehungsgeschichte zurückblicken, die die Phase des Getrenntlebens in zwei Wohnungen und auch ein nichteheliches Zusammenleben einschließen kann. Auch wenn eine nichteheliche Lebensgemeinschaft in eine Ehe mündet, greift eine Soziologie der Ehe aber angesichts dieser starken Aufwertung der festen Beziehung im Vorfeld der Eheschließung zu kurz, da es nicht länger ausreicht, diese Vorphase lediglich als Partnerwahl zu konzeptualisieren.

(2) Dies erscheint um so weniger zulässig, als die Ankunft im „Hafen der Ehe“ – eine gebräuchliche Metapher der 50er und 60er Jahre – unsicher geworden ist. Für alle westlichen Länder läßt sich seit Mitte der 60er Jahre ein starker Rückgang der Heiratsneigung feststellen, was zur Folge hat, daß eine wachsende Anzahl von Personen auf Dauer ledig bleiben wird. Nach der Heiratstafel für die Bundesrepublik Deutschland von 1960/62 bestand für einen 20jährigen Mann eine Wahrscheinlichkeit von rund 96%, daß er überhaupt einmal heiraten wird. Die Heiratstafel von 1980/83 dagegen weist für einen gleichaltrigen Mann nur noch eine Heiraterwartung von 79% aus. Ein Rückgang der Heiratsneigung zeigt sich auch für Frauen im Alter von 20 Jahren, wenn auch nicht so stark. Ihre Heiraterwartung ist im selben Zeitraum von 94% auf 82% gefallen (vgl. Lengsfeld/Linke 1988, 350). Diese rückläufige Heiratsneigung nähert sich damit einer Situation, „bei der mehr als 20% der Frauen und mehr als 25% der Männer zeitlebens unverheiratet bleiben“ (Höhn 1989, 199). Ledig heißt nun keineswegs, daß dieser Personenkreis keine festen Beziehungen hat. Ein Teil dieser „Ledigen“ wird in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft leben, ein anderer Teil in Beziehungskonstellationen, die im Englischen als „living apart together“ bezeichnet werden, also in einer (relativ) festen Beziehung, die unter Beibehaltung von zwei getrennten Wohnungen besteht. Da für beide Beziehungsformen von einer noch höheren Auflösungswahrscheinlichkeit als für Ehen – für die Bundesrepublik wird angenommen, daß jede dritte neugegründete Ehe wieder geschieden wird – auszugehen ist, wird es unter diesen Ledigen immer auch Partnerlose (gewissermaßen „echte Singles“) geben, aber vielfach nur für eine gewisse Übergangszeit, nachdem sich eine feste Beziehung aufgelöst hat und die neue noch nicht aufgebaut werden konnte.²

2 Trotz rückläufiger Heiratsneigung scheint sich nämlich nichts an der hohen Bedeutung einer Zweierbeziehung geändert zu haben; eher noch hat diese weiter zugenommen. Allenfalls für eine kurze Phase nach einer Trennung wird das Alleinsein als positiver Zustand erlebt. Ansonsten aber wird das Fehlen eines festen Partners oder einer festen Partnerin als eine hohe Belastung erfahren und allenfalls als ein aufgezwungener Zustand hingenommen.

(3) Ein und dieselbe Beziehung kann über die Zeit – wie schon erwähnt – verschiedene Gestaltungsformen annehmen. Der großen Mehrzahl von Ehen geht mittlerweile eine nichteheliche Lebensgemeinschaft voran. Auch wenn damit Veränderungen verbunden sind, wäre es sicherlich überzogen anzunehmen, daß damit eine ganz neue Qualität der Beziehung entstehe. Ehen und nichteheliche Beziehungsformen lassen sich auch im Lebenslauf des Einzelnen durchaus miteinander kombinieren. Während eine Person in einer Beziehung auf getrennte Wohnungen bestanden hat, drängt dieselbe Person in der neuen auf Zusammenziehen oder Heiraten. Die rückläufige Wiederverheiratsquote, die in der Bundesrepublik von 80% Mitte der 60er auf 64% Mitte der 80er Jahre gefallen ist, legt die Vermutung nahe, daß eine wachsende Zahl an Geschiedenen es vorzieht, in der neuen Beziehung unverheiratet zusammenzuleben oder zwei getrennte Wohnungen beizubehalten. Ehen und die Formen der nichtehelichen Beziehungen lassen sich nicht als unterschiedliche „Wesenheiten“ auseinanderdividieren. Sicherlich gibt es auch Unterschiede, dominant sind aber die bestehenden Gemeinsamkeiten: Die Paare, egal ob durch Heirat verbunden oder nicht, werden mit einer Reihe gegenseitiger oder von außen herangetragenener Erwartungen, Anforderungen und Aufgaben konfrontiert, die sie bewältigen müssen. Beide Male wird – was gerade aus der Perspektive einer Kulturosoziologie in den Blick kommt – vermittelt über die Prozesse des Kennenlernens und der Stabilisierung der Beziehung eine gemeinsame Wirklichkeit ausgehandelt, hergestellt und aufrechterhalten, die maßgeblich die Identitäten der Beziehungspartner prägt, und zugleich gehen von der Beziehung Unterstützungsleistungen für die Personen aus. Trotz einer höheren Trennungsanfälligkeit taugt auch die Dauer nicht als eine eindeutige Wasserscheide zwischen Ehen und nichtehelichen Beziehungsformen: Ehen, die nach ein oder zwei Jahren zerbrechen, stehen nichtehelichen Lebensgemeinschaften gegenüber, die schon länger als zehn Jahre bestehen. Und auch „living apart together“-Beziehungen können von beträchtlicher Dauer sein: Günter Burkart et al. (1989, 102) berichten in ihrer qualitativen Studie, die im Auftrag des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung durchgeführt wurde, von zwei Beziehungen mit getrennten Wohnungen, die schon seit neun bzw. über zehn Jahren bestehen.

Diese Argumente machen deutlich, daß eine Soziologie der Ehe für die zu leistende Aufgabe nicht ausreicht. Es wird eine Gestaltungsbreite der relativ festen Beziehungen zwischen Mann und Frau sichtbar, die deutlich über die Ehe hinausweist. Zugleich wird auch erkennbar, daß für die Benennung dieser vorhandenen Gestaltungsbreite eine kategoriale Lücke klafft. Von Ehe und eheähnlichen Beziehungen zu reden, reicht ebenso wenig aus wie die bloße Aufzählung der verschiedenen Formen. Notwendig erscheint vielmehr ein einheitlicher Begriff als Klammer für diese Beziehungsvielfalt (vgl. auch Scanzoni et al. 1989). Der von mir bislang verwendete Hilfsbegriff der „festen Beziehung“ eignet sich dazu nicht, da eine gewisse Kontinuität ein Definitionsmerkmal einer jeden persönlichen Beziehung ist. Zur Auswahl stehen zwar mehrere Begriffe, aber keiner ist in dem Maße geeignet wie der Begriff der *Zweierbeziehung*. Im

Unterschied zu dem von John Scanzoni et al. (1989) vorgeschlagenen Konzept der "sexually bonded primary relationship" wird bei diesem Begriff nicht von vornherein Sexualität als zentrales Bestimmungsmerkmal festgeschrieben. Dasselbe läßt sich mit Blick auf die Emotionalität auch gegen den Begriffsvorschlag der *Liebesbeziehung* einwenden, ganz abgesehen davon, daß dieser eher für die Beschreibung der Anfänge einer Beziehung als für ihren Gesamtverlauf geeignet erscheint. Im Unterschied dazu erweist sich der Begriff der Zweierbeziehung offen für eine größere Vielfalt von unterschiedlichen Beziehungswirklichkeiten, in denen der Stellenwert der Sexualität und das Gewicht der positiven Emotionalität variieren kann, und zwar sowohl zwischen verschiedenen Beziehungen wie auch über die Dauer einer Beziehung. *Zweierbeziehung* als begriffliche Klammer ist auch dem Begriff der *Partnerschaft* überlegen, auf den vielfach eher stillschweigend angesichts der klaffenden kategorialen Lücke zurückgegriffen wird. Hier wird ein relativ neues kulturelles Ideal zur Sammelkategorie erhoben, ohne daß dabei Beachtung findet, wie weit sich dieses Ideal bereits ausgebreitet hat³ und wie es auch dort, wo es als Ideal akzeptiert ist, mit seiner Realisierung bestellt ist. Aber auch unabhängig davon erscheint es verwirrend zu sein, wenn Form und Inhalt mit demselben Begriff belegt werden.

Eine Soziologie der Zweierbeziehung stellt ein wichtiges Kapitel der Soziologie persönlicher Beziehungen dar, die trotz aller Anknüpfungspunkte bei Georg Simmel oder auch bei Leopold von Wiese in der Soziologie der Gegenwart nur ein „Kümmerdasein“ (Tenbruck 1989) fristet. Eine Soziologie der Zweierbeziehung ist dabei keineswegs als Konkurrenzunternehmen zur Familiensoziologie aufzufassen, sondern als eine wichtige Ergänzung, die der Beziehungsvielfalt und auch dem Zugewinn an Eigenständigkeit der Ehe im Familiensystem Rechnung trägt. Eine wichtige Grundlage für eine Soziologie der Zweierbeziehung stellt das im Schnittfeld von Sozialpsychologie und Soziologie liegende Forschungsgebiet der "personal relationships" dar, das – in der deutschsprachigen Rezeption kaum beachtet – im englischsprachigen Raum in den 80er Jahren einen starken Aufschwung erlebt hat (als Überblick zum Forschungsstand vgl. Duck 1988).

Diese stattgefundenen Wandlungsprozesse, die eine Soziologie der Zweierbeziehung notwendig erscheinen lassen, können – wie es Hartmann Tyrell (1985; 1988) gemacht hat – als Deinstitutionalisierung beschrieben werden, als ein Prozeß der Reduktion der institutionellen Qualität der Ehe und Familie. Als wesentlich für diese Deinstitutionalisierung hat Tyrell im einzelnen die (1) kulturellen Legitimationseinbußen von Ehe und Familie aufgeführt (2) den Verlust ihrer Monopolstellung, (3) das Vorhandensein einer Motivationskrise in Hinblick auf Familie und Ehe, (4) den Wegfall sozialer Kontrolle, die Ehe und

3 Bram van Stolk und Cas Wouters (1987) kommen in ihrer Studie mit Betroffenen aus einem holländischen Frauenhaus zu dem Ergebnis, daß das sichtbar werdende Beziehungsideal einem „Figurationsideal harmonischer Ungleichheit“ entspricht. Trotz aller Mißhandlungen und Demütigungen scheinen die betroffenen Frauen unverändert eine gewisse Unterordnung unter ihren Mann für „normal“ zu halten.

Familie als Form festschrieb, und (5) vor allem die Entkoppelung eines Verweisungszusammenhangs, nach dem wer liebt, auch heiratet, wer heiratet, auch Kinder möchte.

Im weiteren wird es nicht primär um eine Diskussion der Deinstitutionalisierungsthese von Tyrell gehen. Wie Tyrell werde ich mich zwar auf das Institutionenkonzept stützen, aber dabei einen anderen Weg der Analyse einschlagen. Tyrell hat einer langen Tradition entsprechend dieses Konzept in einer makrosoziologischen Perspektive verwendet. Er stützt sich dabei vor allem auf Peter L. Berger/Thomas Luckmann (1977) und damit auf zwei Autoren, die es gerade nahelegen, das Institutionenkonzept auch für einen mikrosoziologischen Gebrauch fruchtbar zu machen. Diesen Weg möchte ich einschlagen: Es soll gezeigt werden, daß sich dieses Konzept in seiner prozeßhaften Fassung als Institutionalisierung für eine mikrosoziologische Analyse eignet und konkret für eine Soziologie der Zweierbeziehung eine besonders wichtige Grundlage bildet. Aus dieser Analyse werden sich einige Erweiterungen für die Beschreibung des Wandlungsprozesses ergeben, der bei Tyrell etwas zu global als Verlust der „institutionellen Qualität“ bestimmt wird. Bevor all das in Angriff genommen werden kann, soll zunächst das Institutionenkonzept betrachtet werden.

II Institution und Institutionalisierung

Der Begriff der Institution hat eine lange Tradition, in der Soziologie reicht diese bis zu ihren Anfängen zurück (vgl. Schüle 1986). Sowohl in der Soziologie von Herbert Spencer wie auch in der von Emile Durkheim hat der Institutionenbegriff eine zentrale Stellung inne. Im deutschsprachigen Raum wurde er maßgeblich von Arnold Gehlen und Helmut Schelsky geprägt und hat seither wiederholt Anlaß zu einer eingehenden Beschäftigung gegeben (z. B. Lipp 1968; Lau 1978, Schüle 1986). Unverkennbar ist dieser Begriff bislang vorrangig in einem Problemkontext beheimatet, in dem es um die Verbindung von Individuum und Gesamtgesellschaft geht. Hier sollen vor allem die Spuren aufgenommen werden, die auf seine Verwendbarkeit in einer mikrosoziologischen Analyse hinweisen. Unerläßlich erscheint es dabei, den Institutionenbegriff in seiner prozeßhaften Variante zu verwenden, als Institutionalisierung bzw. Deinstitutionalisierung, worunter die Herstellung bzw. Auflösung eines Komplexes von Verhaltensregelmäßigkeiten verstanden wird.

Nach Gehlen (1986) ist der Mensch aufgrund seiner „defizitären“ biologischen Ausstattung einer unbestimmten, unendlich offenen Welt mit einer endlosen Vielzahl an Möglichkeiten ausgeliefert. Dieser Mangel bringt eine Weltoffenheit mit sich, die ihn zugleich aber zwingt, unablässig wählend und Stellungnehmend zu leben (vgl. auch Jonas 1968). Anders formuliert: der Mensch ist anthropologisch auf Handeln angelegt. Gehlen faßt den Menschen als handelndes

Wesen auf, und die Kategorie der Handlung rückt ins Zentrum seiner Aufmerksamkeit. Dadurch gewinnt sein Werk eine hohe Aktualität für eine Kulturosoziologie; dies um so mehr als damit unmittelbar der Mensch als Kulturwesen in Erscheinung tritt. Gerade in der Bestimmung als Kulturwesen kommt das Spezifikum des Menschen – worauf jüngst Friedrich H. Tenbruck (1989) hingewiesen hat – präziser zum Ausdruck als in der Formel des Menschen als soziales Wesen. „Weil der Mensch sein Überleben nicht von Natur gesichert findet, ist er sich selbst stets eine praktische Aufgabe und deshalb ein Gegenstand des Nachdenkens. Denn mit sich und der Welt kommt er ohne die Leistung der Natur nur deshalb zurecht, weil er sich nicht reaktiv verhält, sondern sinnhaft handelt. Handeln nämlich ist die ihm eigene Seinsart, mit der er aus der Naturordnung herausfällt, weil alles Handeln im Unterschied zum tierischen Verhalten auf Bedeutungen gründet und deshalb sinnhaft und verstehbar ist, jedenfalls so vom Handelnden unternommen und vom Betrachter so verstanden wird ... Das Handeln ist die Quelle aller Kultur. Denn alle Kultur wird aus Handeln geboren, weil dieses Bedeutungen ins Spiel bringt, die der Mensch ersinnt, da die Natur sie nicht kennt. Als das sinnhaft handelnde Wesen ist er der Schöpfer aller Kultur“ (Tenbruck 1989, 46).

Die Weltoffenheit macht die Kulturschöpfung nicht nur möglich, sondern macht diese unabdingbar. Da die unendliche Vielfalt von Möglichkeiten die Kapazitäten des Menschen übersteigen würde, ist eine Einschränkung und Kanalisierung der Handlungsmöglichkeiten lebensnotwendig. Was die Natur nicht leistet, ist im Falle des Menschen der Kultur als Aufgabe aufgetragen. Diese Einschränkung und Kanalisierung oder – um die zentrale Kategorie von Gehlen zu verwenden – „Entlastung“ wird durch Institutionen geleistet. „Eigentlich ist die Welt zu komplex, als daß sie bewältigt werden könnte. Deswegen muß der Aufmerksamkeitshorizont wieder geschlossen werden. Dies geschieht dadurch, daß Institutionen die möglichen, übermäßig großen alternativen Handlungsmöglichkeiten begrenzen. Sie tun dies dadurch, daß sie bestimmte Situationen mit bestimmten, kulturell eingewöhnten Denk- und Verhaltensmustern typisieren. D. h. daß andere, an sich mögliche Verhaltensweisen aus dem Handlungshorizont ausgeblendet und ‚weg-definiert‘ werden“ (Hettlage 1991a, 19). Dadurch wird die ursprüngliche Weltoffenheit der menschlichen Existenz in eine Weltgeschlossenheit verwandelt, die, auch wenn sie Richtung und Bestand der menschlichen Lebensführung sichert, nie die Stabilität einer naturhaften Ordnung erreicht (vgl. auch Berger/Luckmann 1977). Verhaltenssicherheit durch Institutionen ist immer nur relativ erreichbar. Institutionen können schon deshalb keine Automatismen sein, „weil die vielen Handlungsschemata eines weltoffenen Wesens eine große Zahl von wechselnden und unvorhersehbaren Bedingungen und Zusammenhängen berücksichtigen (müssen)“ (Tenbruck 1989, 22). Dies hat Gehlen, der vor allem das Hineingestelltsein des Menschen in die Gesamtgesellschaft im Blick hatte, zu wenig bzw. lediglich als Pathologie der Moderne gesehen. Gerade von einer Ultrastabilität von Institutionen Abschied zu nehmen, scheint für eine Verwendbarkeit dieses Konzepts für eine Mikroanalyse, sei es von Begegnungen

oder Beziehungen, zwingend zu sein. Auch wenn Handeln notwendigerweise auf eine Stabilisierung in Form von Handlungsmustern angelegt ist, um von Handlungsdruck zu entlasten, Energien für andere Aktivitäten freizustellen und auch Kontinuität zu sichern, bleiben Verhaltensregelmäßigkeiten tendenziell zumindest immer fragil, wandelbar und auf Validierung angewiesen.

Nach Berger/Luckmann (1977, 56) gehen Habitualisierungsprozesse einer jeden Institutionalisierung voraus. Ein jedes Handeln, wiederholt ausgeführt, besitzt die Tendenz, zur Gewohnheit zu werden, d. h. sich zu einem Modell zu verfestigen, das dann in Zukunft mit vermindertem Aufwand reproduziert werden kann. Habitualisierungen lassen sich schon bei einem einsamen Handelnden finden. Dagegen ist eine Institutionalisierung immer an eine „gesellschaftliche Situation“ gebunden. Von einer Institutionalisierung kann gesprochen werden, „sobald habitualisierte Handlungen durch Typen von Handelnden reziprok typisiert werden“ (Berger/Luckmann 1977, 58). Institutionalisierung setzt also immer mindestens zwei Akteure voraus und ist gebunden an eine Reziprozität der Typisierung, die sich aber nicht nur auf die Handlungen erstreckt, sondern auch die Handelnden miteinfaßt. Hier zeigt sich ein enger Zusammenhang von Institution und Identität. Es kommt also nicht nur zu einer Ausbildung von wiederholbaren Handlungsabläufen, sondern eingeschlossen ist immer eine reziproke Identifikation der beteiligten Personen. Es kann als Ausdruck der Durkheimianischen Tradition, die vor allem im Werk von Berger an verschiedenen Stellen deutlich hervortritt (vgl. Hettlage 1991b), aufgefaßt werden, daß bei Berger/Luckmann (1977) die Institutionalisierungsprozesse schließlich doch wiederum auf die Ebene der Gesellschaft bezogen werden. Dennoch weisen die Autoren ausdrücklich darauf hin, daß ein Institutionalisierungsprozeß auch stattfinden kann, wenn zwei Menschen wiederholt dasselbe tun. Damit eröffnet sich eine unmittelbare Anschlußmöglichkeit für den Themenbereich der Zweierbeziehung, dies um so mehr, als die Autoren Institutionalisierungsprozesse an Beispielen von persönlichen Beziehungen illustrieren.

Damit es zu wechselseitigen Typisierungen kommen kann, müssen zwei Personen wiederholt in face-to-face-Interaktion treten. Diese Typisierungen werden dabei nicht auf „irgendwelche“ Handlungen bezogen, sondern auf Handlungen, denen für die Akteure in ihren gemeinsamen Situationen eine hohe Relevanz zukommt. Mit dieser Aufgabe sind sie konfrontiert, da die Wirklichkeit ihrer Beziehung nicht einfach vorgegeben ist, sondern hergestellt werden muß. Das heißt nicht, daß eine jede Wirklichkeitskonstruktion eine Neuschöpfung wäre. Die Handelnden können durchaus auf einen Vorrat an kulturellen Problemlösungen und Handlungsmustern zurückgreifen, der ihre Gestaltungsarbeit erleichtert und eine Richtung vorgibt. Dennoch müssen diese kulturellen Vorgaben in die eigene Lebenswelt übertragen und angepaßt werden. Sie müssen zu einer eigenen, beidseitig angenommenen und als solche bestätigten Lösung gemacht werden, wodurch diese immer auch umgebogen und modifiziert werden. Als Resultat kommt es zu einer Stabilisierung und Verfestigung von Verhal-

tensregelmäßigkeiten, die gegenüber den Handelnden ein gewisses Maß an Unabhängigkeit gewinnen. Dadurch wird eine Routinisierung von Handlungsabläufen bewirkt, die ein Handeln mit einer minimalen Aufmerksamkeitsleistung, eine zuverlässige Deutung des eigenen und des Handelns und Erlebens des Partners bzw. der Partnerin möglich macht und auch Richtlinien vorgibt, wie ein angemessenes Handeln in einer bestimmten Situation auszusehen hat.

Für den Zuwachs an Objektivität von Institutionen messen Berger/Luckmann (1977, 62f.) dem Hinzutreten von Dritten eine besondere Bedeutung zu, was sie in ihrem „Schulbeispiel“ dadurch illustrieren, daß die beiden Akteure A und B nun auch Kinder haben. Durch die Weitergabe der institutionellen Welt an die Kinder gewinnt diese – auch wenn diese bereits vorher angelegt war – einen objektiven Charakter, nicht nur für die Kinder, sondern – mittels eines Spiegeleffekts – auch für die beiden Akteure. Daß eine Weitergabe in der Generationenfolge einen erheblichen „Objektivitätszuwachs“ bedeutet, soll gar nicht bestritten werden, nur ist dieser darauf keineswegs begrenzt. Dies wird von den beiden Autoren zumindest angedeutet, wenn sie schreiben, daß Institutionen auch vor der Weitergabe einen „gewissen Objektivitätsgrad“ haben oder daß sich durch die Weitergabe die Objektivität „vollendet“. Der „Objektivitätszuwachs“ ist ein Phänomen, das generell an eine Außenwahrnehmung gebunden ist. Nicht nur durch Kinder, auch durch andere Personen, die die institutionelle Welt einer Zweierbeziehung wahrnehmen und als existent behandeln, wird diese „verdichtet“ und „erhärtet“. Darüber hinaus ist der „Spiegeleffekt“ auch schon in die Dynamik der Zweierbeziehung eingebettet. Er wird bewirkt, wenn A wiederholt feststellt, daß B mit den eigenen Vorstellungen und Erwartungen konform geht, diese als eigene kundgibt und auch zur Grundlage eigener Handlungsentwürfe macht. Dadurch gewinnt die konstruierte Wirklichkeit einen Status, der diese als kalkulierbare, in Rechnung zu stellende und festgefügte Wirklichkeit erscheinen läßt. Daß die Konstruktion einer gemeinsamen Wirklichkeit eine mögliche und notwendige Leistung einer jeden Ehebeziehung ist, dies haben Peter L. Berger und Hansfried Kellner (1965) in ihrem Aufsatz „Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit“ anschaulich aufgezeigt.

III Institutionalisierungsstufen in Zweierbeziehungen

Eine soziologische Analyse von Zweierbeziehungen hat von einer Prozeßperspektive auszugehen. Beziehungen sind keine zeitlosen Zustände, sondern machen im Lauf ihrer Dauer Veränderungen durch; ihre Qualität und auch das erreichbare und bestehende Niveau der Intimität ist nicht ein für allemal festgeschrieben (vgl. Duck/Scants 1983). Als Arbeitsmodell lassen sich vier Phasen für den Ablauf von Zweierbeziehungen unterscheiden (vgl. auch Levinger 1983):

(1) Jede Zweierbeziehung muß, bevor sie als solche in Erscheinung tritt, erfolgreich eine *Aufbauphase* durchlaufen. Nicht alle Versuche sind erfolgreich, und ein Scheitern kann sich unterschiedlich schnell einstellen. Es kann am Ende einer Reihe von Begegnungen stehen; es kann aber auch sein, daß eine Person eine Kontaktaufnahme zwar versucht hat, diese aber von der Zielperson sofort zurückgewiesen oder gar nicht erwidert wurde.

(2) Eine Aufbauphase kann aber auch erfolgreich bewältigt werden, und die Beziehung tritt dann in eine *Bestandsphase* ein. Das entscheidende Kriterium für den Übergang ist die Selbstdefinition der Beteiligten, sich als in einer festen Beziehung befindlich zu definieren. Da eine Zweierbeziehung aus zwei Personen und damit immer aus zwei Perspektiven besteht, ist es möglich, daß eine Seite schon von einer festen Beziehung ausgeht, die andere dagegen (noch) nicht. Ein solches Auseinanderfallen der Selbstdefinitionen der beiden Personen ist aber nur zeitlich begrenzt möglich.

(3) Die Bestandsphase, aber auch schon die Aufbauphase, kann durch Krisen unterbrochen werden. Von einer *Krisenphase* kann dann gesprochen werden, wenn eine subjektiv als belastend wahrgenommene Veränderung der Beziehung auftritt, die eine Unterbrechung in der Kontinuität des Handelns und Erlebens und eine Destabilisierung im emotionalen Bereich zur Folge hat. Die Krisenphase kann auf eine Begegnung beschränkt sein, aber ebenso ist es möglich, daß sie den Beziehungsalltag über eine längere Zeitdauer dominiert.

(4) Von der Krisenphase ist die *Auflösungsphase* zu unterscheiden. Eine Auflösung kann durch einen Willensakt einer oder beider Personen zustandekommen. In diesem Fall wird ihr eine Krisenphase vorangehen, und die Auflösungsphase tritt auf, wenn der Versuch gemacht wird, die wahrgenommenen Differenzen durch konkrete Schritte in Richtung einer Beendigung zu bewältigen. Eine Auflösung kann aber auch durch den Tod des Partners bzw. der Partnerin verursacht sein. In beiden Fällen ist davon auszugehen, daß die Auflösungsphase weder mit dem Tod noch durch eine Trennung oder Scheidung endet, sondern in jedem Fall für eine mehr oder minder lange Zeit darüber hinaus andauert.

Dieses Phasenmodell ist nicht als eine starre Abfolge zu verstehen, wonach nach der 1. Phase die 2. usw. kommt. Innerhalb von zwei vorgegebenen Eckpunkten – daß eine jede Beziehung beginnen muß und schließlich im Tod einer Person ein unwiderrufliches Ende findet – können diese Phasen mehrmals und auch in variabler Reihenfolge durchlaufen werden. Für viele Beziehungen ist zu vermuten, daß die Bestandsphase mehrmals durch Krisenphasen unterbrochen wird. Bei manchen Krisen ist es durchaus möglich, daß zumindest von einer Seite eine Trennung erwogen wird, oder auch Schritte in dieser Richtung unternommen werden. Aber auch das Erreichen einer Auflösungsphase bedeutet noch nicht notgedrungen das Ende. Es ist immer auch möglich, daß die Probleme in der Beziehung repariert werden oder, wenn die Auflösung schon zu weit fortge-

schritten ist, daß es buchstäblich zu einem Neuanfang kommt. Bekanntlich gibt es auch Fälle, wenngleich ihre Zahl äußerst gering ist, in denen ein Paar nach einer Scheidung ein zweites Mal heiratet.

Im weiteren sollen nicht diese Phasen interessieren, sondern es soll gezeigt werden, daß in den Aufbau und Bestand einer Beziehung bestimmte „Ereignisse“ eingebettet sind, die – gerade auch vermittelt über die Außenwahrnehmung – in einem besonderen Maße Anstoß zu Institutionalisierungen geben bzw. vorhandene verstärken. Mit diesen Ereignissen gehen Aufgaben, Anforderungen und Erwartungen einher, mit denen das Paar sich gegenseitig konfrontiert und auch von außen konfrontiert wird, die es in seinen Beziehungsalltag zu integrieren hat, für die es, wenn auch auf der Grundlage kultureller Vorgaben, eigene Lösungen finden muß. Da diese Ereignisse in einem umfangreichen Maß mit Hervorbringung und Ausbau von Verhaltensregelmäßigkeiten, mit einer Erweiterung und Verdichtung vorhandener Wirklichkeitskonstruktionen in einer Zweierbeziehung verbunden sind, schlage ich vor, diese „Ereignisse“ als Stufen der Institutionalisierung zu bezeichnen. Bislang hat nahezu ausschließlich eine dieser Stufen der Institutionalisierung, die Heirat, die Aufmerksamkeit gefesselt, und es wurde dabei der Eindruck erweckt, nicht zuletzt durch die – unbestritten sehr anregende – Arbeit von Berger/Kellner (1964), als ob nur die Heirat Anstoß für Institutionalisierungsprozesse in einer Zweierbeziehung sei. Dabei wurden auch „Effekte“ der Eheschließung zugerechnet, die nicht mit diesem Ereignis zu tun haben, sondern mit anderen Ereignissen, die aber in der Vergangenheit oftmals mit der Heirat zeitlich eng verbunden waren. Ungleich stärker als noch in den frühen 60er Jahren treten mittlerweile die einzelnen Stufen hervor, da sich für die Gegenwart diese zeitliche Koexistenz weitgehend aufgelöst hat und sich auch eine hohe Variabilität ihrer Reihenfolge etabliert hat.

Trotz aller Variabilität, die sich konstatieren läßt, ist es für die Darstellung unvermeidlich, diese Stufen der Institutionalisierung in eine bestimmte Reihung zu bringen. Ich habe eine Reihung gewählt, wie man sie in der Mehrzahl der neugeschlossenen Zweierbeziehungen der Gegenwart wohl finden dürfte.

(1) Eine erste Stufe der Institutionalisierung einer Zweierbeziehung ist die Aufnahme und Aufrechterhaltung einer auf Wiederholbarkeit angelegten Sexualinteraktion. Es stellt sich die Aufgabe, Sexualität als wiederkehrendes Ereignis in den Beziehungsablauf einzubauen. Welcher Stellenwert der Sexualität in der Beziehung zugemessen werden soll, steht zur Entscheidung an. Die individuellen Bedürfnisse der beiden Personen sind aufeinander abzustellen und werden dadurch modifiziert. Die Inhalte und Grenzen der erlaubten und erwartbaren Sexualität müssen festgelegt werden und Wege für eine für beide Seiten erfüllte Sexualität gesucht werden, was um so wichtiger erscheint, als die Sexualität in der Gegenwart vielfach als ein wichtiger Indikator für die Qualität der Beziehung aufgefaßt wird. Es muß eine „Sprache“ gefunden werden, um sexuelles Verlan-

gen zum Ausdruck bringen zu können. Die Beziehungspartner sind auch mit der Frage konfrontiert, ob eine Konzeption beabsichtigt, „riskiert“ oder vermieden werden soll. Darüber hinaus ist das Feld der Sexualität von einem feingewirkten Geflecht ritueller Anforderungen der gegenseitigen Ehrerbietung und des erwarteten Benehmens überzogen⁴, wodurch sowohl Verstöße wie auch daraus resultierende Verletzungen besonders leicht auftreten können. Während Männer von rituellen Verstößen durchaus auch betroffen sein können, kommt für Frauen insbesondere die Gefahr einer Vermengung von Sexualität und Gewalt hinzu, die immer physische und rituelle Verletzung zugleich ist.

(2) Eine zweite Stufe der Institutionalisierung ist die Gründung eines gemeinsamen Haushalts. Dies kann geschehen, indem das Paar in eine neue Wohnung einzieht oder auch die Wohnung einer der beiden Personen zur gemeinsamen wird. Im letzteren Fall findet man, was man als „sukzessives Zusammenziehen“ bezeichnen kann: Zunächst werden einige wenige „private Sachen“ in der Wohnung des Freundes oder der Freundin deponiert, dann immer mehr. Zugleich verbringt er oder sie immer mehr Tage in dieser Wohnung, bis sich dann die Frage stellt, ob es nicht „besser“ (sicherlich billiger) wäre, die zweite Wohnung ganz aufzugeben. Mit der Gründung eines gemeinsamen Haushalts ergeben sich in einem besonderen Maße Aufgaben der Alltagsorganisation. Für die Fülle der Aufgaben, die ein Haushalt mit sich bringt, müssen Regelungen gefunden werden und, soweit diese nicht ausgelagert, d. h. an Dritte delegiert werden – z. B. „wir essen nur im Restaurant“; oder: „die Wäsche bringen wir beide zu unseren Müttern“; oder: „wir stellen uns eine Putzfrau an“ – müssen die Zuständigkeiten definiert werden. Viele der Haushaltsaufgaben scheinen weiterhin vor allem Sache der Frau zu sein, auch wenn diese Zuständigkeitsverteilung an Selbstverständlichkeit verloren hat und vereinzelt auch bereits durch egalitäre Muster einer Arbeitsteilung abgelöst wird (vgl. Meyer/Schulze 1989). Mit der Gründung einer gemeinsamen Wohnung nimmt in aller Regel die gemeinsam verbrachte Zeit zu. Es wird damit auch die Frage aufgeworfen, wie mit der gemeinsam in der Wohnung verbrachten Zeit umgegangen wird, die sich jetzt schon daraus ergibt, daß diese eine Wohnung für beide der „räumliche Stützpunkt“, Ort der Regeneration und Depot persönlicher Sachen ist. Je mehr der Alltag miteinander geteilt wird, desto mehr potentielle Anlässe gibt es auch für Divergenzen und Konflikte. Für den Bestand der Beziehung wird es nicht unbedeutend sein, welche Formen der Konfliktvermeidung, Konfliktaustragung und Konfliktbewältigung ausgebildet werden.

4 Die Auswirkungen ritueller Anforderungen auf face-to-face Interaktionen, die sich daraus ergeben, daß unter den Bedingungen einer hohen Individualisierung die Individuen einander mit dem Anspruch „geheiliger Objekte“ gegenüberstehen und eine angemessene Behandlung erwarten und aufgrund der Reziprozität der Erwartungen auch erwarten können, mit diesem Thema hat sich Erving Goffman in seinem Werk ausgiebig befaßt (vgl. Lenz 1991a). Auch Zweierbeziehungen sollten verstärkt aus der Perspektive der rituellen Anforderungen untersucht werden.

(3) Die Heirat ist sicherlich *die* Stufe der Institutionalisierung einer Zweierbeziehung, an die man zunächst denkt, wenn auch – wie bislang schon deutlich wurde – nicht die einzige. Auch wenn die Heiratshäufigkeit rückläufig ist und damit der Anteil der lebenslang Ledigen ansteigen wird, heiratet weiterhin die große Mehrheit zu einem Zeitpunkt in ihrem Lebenslauf, der früher oder später sein kann. Trennt man die Heirat von anderen Momenten wie z. B. der Haushaltsgründung, mit der sie lange Zeit eng verknüpft war, dann zeigt sich, daß es sich bei der Eheschließung um eine gegenseitige Verpflichtungserklärung gegenüber Dritten handelt, sei es der Staat, die kirchliche Gemeinde oder/und das Verwandtschafts- und Freundessystem. Damit sind von Seiten dieser Dritten bestimmte Auflagen und Erwartungen an die Eheschließenden verbunden, die vor allem den Bestand der Ehe und die gegenseitige Unterstützung der Ehegatten zum Inhalt haben. Aber nicht nur durch die Faktizität dieser Auflagen und Erwartungen, die, je nachdem von welcher Seite sie kommen, auf ein unterschiedliches Sanktionspotential verweisen, sondern auch dadurch, daß die Eheschließenden sich vor anderen verpflichten und wissen, daß andere sie nun als einander verpflichtet wahrnehmen, gewinnt ihre Beziehung für sie selbst ein höheres Maß an Verbindlichkeit.

(4) Eine weitere Stufe der Institutionalisierung ist das Bilden einer Wirtschaftsgemeinschaft. Das zugrundeliegende Problem ist der Erwerb und die Verwendung der ökonomischen Ressourcen. In einer ausgeprägten Geldwirtschaft handelt es sich bei den erworbenen ökonomischen Ressourcen überwiegend um Geldeinkommen, das vor allem durch Erwerbsarbeit erzielt wird. Erste Anfänge einer Wirtschaftsgemeinschaft sind schon mit der Gründung eines gemeinsamen Haushalts verbunden. Die Haushaltseinkäufe müssen bezahlt, große Anschaffungen getätigt und (meist) auch die Miete beglichen werden. Dies kann aber, wie es überwiegend in nichtehelichen Lebensgemeinschaften der Fall ist, aus getrennten Kassen erfolgen (vgl. Meyer/Schulze 1989). Von einer Zweierbeziehung als Wirtschaftsgemeinschaft im vollen Sinne läßt sich erst dann sprechen, wenn das erwirtschaftete (von einem oder zwei Verdienenden) Einkommen in einen gemeinsamen Topf kommt, aus dem dann die gemeinsamen und persönlichen Ausgaben bestritten werden. Damit ist aber eine ganze Reihe von aufeinander abgestimmten Vereinbarungen erforderlich: Wer ist für die Verwaltung der Finanzen zuständig? Was wird als täglicher Bedarf definiert? Wie kommt die Definition zustande, was über die alltäglichen Dinge hinaus „Bedarf“ ist? Wer hat dabei auf welchem Feld ein Definitionsmonopol bzw. einen Definitionsvorsprung? Wie werden die Entscheidungen über größere Ausgaben getroffen (einstimmig, nach einer ausgiebigen Diskussion; von ein Person, ohne Rücksprache oder nach Beratung)? Wer hat auf welchen Feldern eine Entscheidungskompetenz bzw. zumindest einen Entscheidungskompetenzvorsprung? Bis zu welcher Summe bzw. bei welcher Art von Anschaffungen ist keine vorausgehende Abstimmung miteinander erforderlich? usw.

(5) Die letzte hier zu beschreibende Stufe der Institutionalisierung einer Zweierbeziehung ist die Geburt eines Kindes. Auf die Bedeutung eines Kindes für die Institutionalisierung haben schon Berger/Luckmann (1977) aufmerksam gemacht. Mit der Geburt eines Kindes kommt als neue Aufgabe die Verantwortung für den Nachwuchs hinzu, und es ergeben sich hohe Anforderungen an Betreuungsaufgaben, die im wesentlichen von den Eltern übernommen werden. Die Eltern müssen lernen, die kindlichen Bedürfnisse zu deuten und angemessen auf diese zu reagieren. Die beiden Personen stehen einander nicht nur als Mann und Frau, sondern auch als Vater und Mutter des eigenen Kindes gegenüber. Diese Rollenübernahme ist schwierig, da auf die Mutterrolle und Vaterrolle vorab kaum vorbereitet wird, und auch die Schwangerschaft und die vorangehende Zeit des Kinderwunsches scheinen als antizipatorische Sozialisation nicht auszureichen. Diese Rollenübernahme ist in der Gegenwart unverkennbar schwieriger geworden (vgl. auch Schüle 1987), da traditionelle Vorgaben brüchig geworden und zugleich die Anforderungen an die Eltern (für die Mutter vgl. Schütze 1986) gestiegen sind. Durch die Familiengründung ergeben sich massive Veränderungen in der Alltagsorganisation der Zweierbeziehung. Die frei verfügbare und als gestaltbar erfahrene Zeit wird in einer drastischen Weise zu einem knappen Gut (vgl. LaRossa 1983). Eingebettet in einen kleiner gewordenen Zeitrahmen stehen die Interaktionen zwischen den Partnern vielfach in Gefahr, an Intensität zu verlieren. Auch haben viele gemeinsame Gespräche das Kind zum Inhalt, wodurch sich aber die Sensibilität füreinander verdünnen kann. Mit der Geburt des ersten Kindes wird eine bislang bestehende Dyade zur Triade erweitert, und damit ereignet sich eine – wie Georg Simmel (1958) schon aufzeigte – folgenreiche Erweiterung. Nicht nur umfaßt eine Triade drei Zweierbeziehungen, es tritt auch die Möglichkeit einer Koalitionsbildung neu dazu. Eine starke Hinwendung der Mutter zum Kind kann so z. B. dazu führen, daß der Vater sich ausgeschlossen fühlt oder auch ist.

Was als Deinstitutionalisierung bezeichnet wird, ist zu einem Gutteil Folge des Auseinanderfallens, wann diese Stufen erreicht werden. In den 50er und auch noch in den 60er Jahren sind diese fünf Stufen der Institutionalisierung einer Zweierbeziehung, zumindest im kulturellen Ideal, noch weitgehend zusammengefallen: Die Eheschließung koinzidierte mit der Aufnahme einer auf Wiederholbarkeit angelegten Sexualität, der Gründung eines gemeinsamen Haushalts und auch mit der Bildung einer Wirtschaftsgemeinschaft. Zugleich war mit der Heirat die Erwartung verknüpft, daß aus der Ehebeziehung möglichst bald Nachwuchs hervorgeht. Daß dieses – wie ich es im weiteren aus Gründen der Vereinfachung nennen werde – „alte Modell“ nicht immer auch faktisch eingelöst wurde, dafür spricht eine relativ hohe Zahl von Erstgeborenen, die innerhalb der ersten neun Monate nach der Eheschließung geboren wurden. Die Aufnahme der Sexualität konnte – entgegen dem Ideal – vorgelagert sein, was aber im Falle einer Schwangerschaft zur Folge hatte, daß umgehend geheiratet werden „mußte“, damit das Kind „in die Ehe“ geboren und damit die Abweichung vom geltenden Ideal möglichst nach außen verdeckt wurde. Diese „Hektik“ der

Eheschließung oder auch die Stigmatisierung, wenn die werdende Mutter vom Vater des Kindes „sitzengelassen“ wurde, zeigt, wie sehr trotz vorgezogener Sexualität dieses Modell als kulturelles Ideal Geltungsanspruch hatte. Dennoch dürfte diese Abweichung in den 50er Jahren z. T. schon ein Anzeichen für das Brüchigwerden dieser Moralvorstellung gewesen sein. Dies gilt vor allem für Jugendliche aus einem bürgerlichen Sozialmilieu. In anderen Milieus hatte Sexualität vor der Ehe bereits eine längere Tradition, was aber nicht ausschließt, daß sich auch dort im Zuge einer Verbürgerlichung der Moralvorstellungen dieses Modell zunehmend ausgebreitet hatte. Die „Anfälligkeit“ der Heranwachsenden für voreheliche Sexualität war den Moralhütern durchaus präsent: Zur Verhinderung diente ein Netz von Kontrollen. Ein junger Mann und eine junge Frau sollten möglichst nicht allein gelassen werden, ein Übernachten beim Freund oder bei der Freundin war unvorstellbar, und selbst Verlobte wurden – wenn sich eine Übernachtung nicht vermeiden ließ – in verschiedenen Zimmern untergebracht. Zudem war die Ratgeberliteratur, die sich an junge Menschen richtete, übervoll mit Hinweisen auf Gefahren und Folgen vorehelicher Sexualität (vgl. Kuhnert/Ackermann 1985).

In diesem alten Modell kam den genannten Ereignissen, unter der Leitführung der Heirat, zugleich die Aufgabe zu, den Übergang von der Aufbau- zur Bestandsphase zu markieren. Mit dem Auseinanderfallen und der Variabilität ihrer Reihenfolge haben die Stufen der Institutionalisierung diese Markierungsaufgabe verloren. Trotzdem ist es möglich, daß eine dieser beschriebenen Stufen für ein Paar oder einen Teil des Paares subjektiv eine Markierungsfunktion hat, wobei es sich vor allem um die Aufnahme der Sexualität oder Haushaltsgründung handeln dürfte. Aber der Übergang geht nicht mehr länger mit allen fünf genannten Ereignissen einher, und auch daß eine dieser Stufen der Institutionalisierung mit dem Übergang zusammenfällt, ist nicht zwingend. Als Tendenz läßt sich feststellen, daß sich diese Stufen in unterschiedliche Richtungen über die Aufbau- und Bestandsphase einer Zweierbeziehung verstreut haben:

Mit der Aufnahme regelmäßiger Sexualität hat sich eine dieser Stufen in die Aufbauphase vorverlagert. Die Aufnahme einer Sexualbeziehung erfolgt meist mehr oder minder frühzeitig in der Aufbauphase, allenfalls wird sie aufgeschoben bis zum Übergang in die Bestandsphase. Beziehungen können, wie es Günter Burkart et al. (1989, 72) formulieren, „mit einer sexuellen Begegnung (beginnen), aus deren Wiederholung allmählich ‚Ernsthaftigkeit‘ erwachsen kann“. Damit hat sich die Aufnahme des sexualen Austauschs nicht nur von der Ehe entkoppelt, sondern hat sich vielfach vor die Festigung der jeweiligen Beziehung geschoben. Die Aufnahme regelmäßiger Sexualität wird mit einer völligen Selbstverständlichkeit zur ersten Stufe, die heute in einer Zweierbeziehung erreicht wird, und entzieht sich damit auch der ansonsten bestehenden Variabilität der Reihenfolge. Im Vergleich zu dem alten Modell mit seinem Ideal einer „asexuellen“ Werbephase liegt hier ein kultureller Bruch vor, wie er tiefgreifender kaum sein kann. Hierin kommt eine „starke Sexualisierung der

Verbindung zwischen Mann und Frau“ zum Ausdruck, auf die Edward Shorter (1989) als ein wesentliches Kennzeichen der Entwicklung der letzten 20, 30 Jahre hingewiesen hat. Wie die Sexualität in einer sich aufbauenden Beziehung erlebt wird, wird so zu einem ersten Gütetest, der in einem erheblichen Maße mitentscheidet, ob man es weiter miteinander versucht.

Im Unterschied dazu haben sich die anderen vier Stufen der Institutionalisierung in die entgegengesetzte Richtung verschoben. Sie werden in die Bestandsphase einer Zweierbeziehung aufgeschoben, und zwar für die einzelnen Stufen unterschiedlich lange. Nicht ganz eindeutig ist es mit dem Zusammenziehen. In Einzelfällen scheint es zu ersten Schritten des Zusammenziehens schon sehr schnell zu kommen (vgl. Burkart et al. 1989, 102f.), aber in der ganz überwiegenden Mehrzahl der Fälle scheint diese Stufe der Institutionalisierung in die Bestandsphase zu fallen. Eine Beziehung kann schon über einen längeren Zeitraum bestehen, z. T. sogar über mehrere Jahre, bis sich ein Paar entschließt, eine gemeinsame Wohnung zu nehmen. Ein Zusammenleben kann sich schon über eine längere Zeitdauer erstrecken, und erst dann folgt der Schritt zum Standesamt und eventuell auch zum Traualter. Auch das Bilden einer Wirtschaftsgemeinschaft oder die Geburt eines Kindes kann unterschiedlich lange hinausgezögert werden. Die weitgehende Gleichzeitigkeit dieser vier Stufen, die im alten Modell bestand und weitgehend verhindert hat, daß diese Stufen überhaupt sichtbar wurden, ist hinfällig geworden. Trotz der „kindorientierten Ehegründung“ (Nave-Herz 1988b, 1989) als der – zumindest in der Bundesrepublik – dominanten Form der Heirat, darf nicht außer Acht gelassen werden, daß auch Heirat und Geburt eines Kindes dennoch in einem hohen Maße unabhängig voneinander sind. Auch wenn die Heirat häufig durch den Kinderwunsch veranlaßt wird, zeigt eine wachsende Zahl von unehelichen Geburten und kinderlosen Ehen, daß beides nicht unbedingt zusammenfallen muß. Man kann auch heiraten, weil es der/die Partner/in „will“, oder aus pragmatischen Gründen (z. B. steuerliche Vorteile, leichtere Regelung von Besitzverhältnissen) (vgl. Burkart et al. 1989). Auch kann man sich für ein Kind entscheiden, ohne verheiratet zu sein oder zu heiraten.

Die Stufen der Institutionalisierung einer Zweierbeziehung sind aber nicht nur auseinandergefallen, sondern sind auch in hohem Maße variabel verknüpfbar geworden. Auch wenn die Heirat oftmals mit dem Wunsch nach einem gemeinsamen Kind in Verbindung („kindorientierte Ehegründung“) steht, kann die Heirat zeitlich vor oder in den Zeitraum der Schwangerschaft situiert sein, aber auch erst nach der Geburt erfolgen. Im Unterschied zur „abweichenden Variante“ des alten Modells handelt es sich nicht nur vielfach um eine „gewollte Schwangerschaft“, es ist auch die „Hektik“ der 50er und 60er Jahre verschwunden, die daraus entstanden ist, daß ein Kind „in“ die Ehe geboren werden und die Heirat möglichst noch erfolgen sollte, bevor der wachsende Bauch der Frau den „Grund“ der Eheschließung allzu offenkundig werden ließ. Indem die Heirat nun aber auch auf einen Zeitpunkt nach der Geburt aufgeschoben werden kann, zeigt sich schon ein Anzeichen einer wachsenden Variabilität. Doch kommt die steigende Zahl

von unehelich Geborenen – in der Bundesrepublik ist mittlerweile jede 10te Geburt unehelich – nicht nur durch diese Fälle zustande. Auch ein zusammenlebendes Paar kann sich, ohne daß konkrete Heiratspläne vorhanden wären, für ein Kind entscheiden. Nach der bundesdeutschen Repräsentativstudie (BMJFG 1985, 78) leben zwar nur in 4% der nichtehelichen Lebensgemeinschaften ein oder mehrere gemeinsame Kinder, dennoch kommt hierin eine Tendenz zur Variabilität der Reihenfolge der Stufen zum Ausdruck. Dies um so mehr, als in anderen Ländern ihr Anteil (bereits) deutlich höher liegt. So hat z. B. in Frankreich ein Viertel der unverheiratet zusammenlebenden Paare Kinder (vgl. Segalen 1990, 193). Aber auch die Entscheidung von Frauen für ein Kind, ohne mit einem Lebensgefährten zusammenzuleben, nimmt zu. Die Frage, wie häufig es vorkommt, daß die Geburt eines Kindes einer möglichen Haushaltsgründung vorgelagert ist, kann nicht mit dem Hinweis auf die steigende Zahl alleinerziehender Frauen beantwortet werden. Diese Zunahme wird vor allem durch Trennungen und Scheidungen hervorgerufen; auch ist es möglich, daß die Zweierbeziehung während oder auch durch die Schwangerschaft zerbricht. Eine breite Resonanz in der Ratgeberliteratur (vgl. auch Beck-Gernsheim 1990) deutet aber darauf hin, daß die Lebensform Frau mit Kind alleine als freiwillige Entscheidung und ohne daß dies mit dem Bruch der Beziehung zu dem Vater verbunden sein muß, durchaus möglich geworden ist und auch gelebt wird. Anzufügen ist, daß es trotz der hohen Verbreitung des Prinzips der verantwortlichen Elternschaft auch weiterhin ungewollte Schwangerschaft gibt. Während aber in den 50er und 60er Jahren – bei der Annahme der Schwangerschaft – Unverheiratete diesen Verstoß gegen die bestehende Moral nur durch eine „schnelle“ Heirat noch hinbiegen konnten, sind heute in diesem Fall „alleine erziehen“, (weiterhin) „zusammenleben“ bzw. „zusammenziehen“ oder „heiraten“ Optionen, die in Betracht gezogen werden können.

Auch das Bilden einer Wirtschaftsgemeinschaft kann in der Reihung dieser Stufen an unterschiedlicher Stelle stehen. Von der Einkommensseite ist eine Wirtschaftsgemeinschaft unvermeidlich – zumindest sofern keine staatlichen oder privaten Transferleistungen empfangen werden –, wenn eine/r der beiden nicht (mehr) berufstätig ist. Wenn eine Seite den Beruf – zeitlich oder dauerhaft – aufgibt, dann ist es nahezu unverändert immer noch die Frau. In nichtehelichen Lebensgemeinschaften sind etwa 11% der Frauen nicht berufstätig, sehr viel höher – nämlich 62% – ist dieser Anteil unter Ehefrauen (vgl. Meyer/Schulze 1989, 15). Ehefrauen geben den Beruf – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nicht mit der Heirat auf, sondern entweder mit der Geburt des ersten Kindes oder – in einem zunehmenden Maße – mit der Geburt des zweiten Kindes (vgl. Strohmeier 1984). Das Bilden einer Wirtschaftsgemeinschaft muß aber nicht aufgeschoben werden, bis nur noch ein Einkommen zur Verfügung steht. Erste Anfänge ergeben sich – wie bereits erwähnt – notwendig mit einem gemeinsamen Haushalt. Aber auch vorher kann mit einer Wirtschaftsgemeinschaft bereits begonnen werden. Auf ein Fallbeispiel bin ich im Rahmen einer qualitativen Longitudinalstudie gestoßen, in der zunächst Jugendliche im Alter von 15 bis 20

Jahren befragt wurden und fünf Jahre später ein zweites Mal (ausführlich vgl. Lenz 1991b): Ein Jugendlicher berichtete, daß er und seine Freundin, als beide noch bei den Eltern lebten, einen Teil ihres Einkommens zusammengelegt haben, um ihre gemeinsamen Freizeitausgaben zu bestreiten, außerdem sparten sie gemeinsam für die Anschaffung ihrer zukünftigen Wohnungseinrichtung.

Bislang wurde gezeigt, daß diese Stufen der Institutionalisierung der Zweierbeziehung in der Gegenwart auseinanderfallen und in einem hohen Maße variabel kombinierbar sind. Als weiteres Kennzeichen kommt hinzu, daß das Erreichen dieser einzelnen Stufen auch optional wurde. In einer großen Zahl von Fällen werden einzelne Stufen nicht erreicht, weil die Beziehung, bevor diese in Reichweite kommen, schon in die Brüche gegangen ist. Aber das Nicht-Erreichen einzelner Stufen ist auch in stabilen Zweierbeziehungen möglich. Die Stufen nach der Aufnahme regelmäßiger Sexualität sind für das Paar allesamt zu Wahlentscheidungen geworden, für oder gegen die es sich entscheiden kann. Hierin kommt zum Vorschein, was im Zusammenhang mit dem Individualisierungsprozeß als Gewinn an Wahlmöglichkeiten (vgl. Beck-Gernsheim 1990) oder als Optionserweiterung (vgl. Kaufmann 1990) bezeichnet wird: Soll man zusammenziehen oder lieber zwei getrennte Wohnungen behalten?, heiraten oder lieber nicht heiraten?, Kind(er) haben oder lieber kinderlos bleiben?, aus einer gemeinsamen Kasse wirtschaften, oder soll lieber jede Seite ihr eigenes Geld verwalten? All diese Entscheidungen sind in einem hohen Maße voneinander unabhängig geworden: Wer zusammenzieht, muß nicht unbedingt heiraten, Kinder bekommen und zumindest nicht in vollem Umfang eine Wirtschaftsgemeinschaft bilden. Wer heiratet, kann sich dennoch gegen Kinder und Wirtschaftsgemeinschaft entscheiden; das Phänomen der „Commuter-Ehen“ (vgl. Peuckert 1989) zeigt auch, daß selbst Ehen – zumindest zeitweise – mit getrennten Wohnungen vereinbar sind. Ein gemeinsames Kind zieht nicht notwendigerweise nach sich, daß man zusammenwohnt, heiratet und eine gemeinsame Kasse unterhält. Und selbst eine Wirtschaftsgemeinschaft scheint vorübergehend ohne die drei anderen Stufen auszukommen, längerfristig dagegen wohl nur mit mindestens einer weiteren Stufe der Institutionalisierung. Diese Wahlmöglichkeiten bringen Entscheidungsprobleme und vor allem Probleme der Konsensfindung mit sich. Wird kein als ausreichend erscheinender Konsens gefunden, dann dürfte zumindest auf Dauer auch das Fundament der Zweierbeziehung instabil werden.

Mein Anliegen in diesem Beitrag war, das Institutionenkonzept für eine mikrosoziologische Analyse von Zweierbeziehungen zu verwenden. Dieser Weg erscheint geeignet, die Ehe nicht einfach als Institution zu setzen, sondern zunächst deutlich zu machen, durch welche Hervorbringungen sich die institutionelle Qualität einer Zweierbeziehung konstituiert. Dabei wurde deutlich, daß sich das, was häufig mit einer Ehe verbunden wird, in einem nicht unwesentlichen Umfang aus anderen Stufen der Institutionalisierung speist, die in der Vergangenheit bis zur Unkenntlichkeit mit der Heirat verquickt waren. Was als Deinstitutionalisierung der Ehe bezeichnet wird, ist Ausdruck davon, daß diese Stufen der

Institutionalisierung in der Gegenwart vielfach auseinanderfallen, variabel kombinierbar und auch optional sind. Der Versuch, den darin zum Vorschein kommenden Wandlungsprozeß gesamthaft als Reduktion der institutionellen Qualität der Ehe zu fassen, ist in Gefahr, die Ehe als Institution zu hypostasieren.

LITERATURVERZEICHNIS

- BECK-GERNSHEIM, Elisabeth (1990), „Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft“, in Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt am Main, 65–104
- BERGER, Peter L. /KELLER, Hansfried (1965), „Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens“, *Soziale Welt*, 16, 220–235
- BERGER, Peter L. /LUCKMANN, Thomas (1977), *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt, Fischer (orig. 1966)
- BUNDESMINISTERIUM FÜR JUGEND, FAMILIE UND GESUNDHEIT, Ed., (1985), *Nicht-eheliche Lebensgemeinschaften in der Bundesrepublik*, Schriftenreihe des BMFJG Bd. 170, Stuttgart, Kohlhammer
- BURKART, Günter/FIETZE, Beate/KOHLI, Martin (1989), *Liebe, Ehe, Elternschaft. Eine qualitative Untersuchung über den Bedeutungswandel von Paarbeziehungen und seine demographischen Konsequenzen*, Materialien zur Bevölkerungswissenschaft Heft 60, Wiesbaden
- DUCK, Steve, Ed., (1988), *Handbook of Personal Relationships. Theory, Research and Interventions*, Chicester, Wiley & Sons
- DUCK, Steve/SCANTS, Harriet (1983), „On the origin of the specious. Are personal relationships really interpersonal states?“, *Journal of Social and Clinical Psychology*, 1, 27–44
- FESTY, Patrick (1980), „On the new context of marriage in Western Europe“, *Population and Development Review*, 6, 311–315
- GEHLEN, Arnold (1986), *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*, Wiesbaden, Aula (orig. 1940)
- HETTLAGE, Robert (1991b), „Peter L. Berger and the ‚Verstehen‘ of the intermediate universe of meaning“, in Helle, Horst Jürgen, Ed., *Verstehen and Pragmatism, Essays in Interpretative Sociology*, New York, Lang, 145–165
- HETTLAGE, Robert (1991a), *Familie – Lebensmodell im Umbruch*, Linz, Veritas
- HÖHN, Charlotte (1989), „Demographische Trends in Europa seit dem 2. Weltkrieg“, in Nave-Herz, Rosemarie/Markelka, Manfred, Ed., *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Band 1, Familienforschung, Neuwied, Luchterhand, 195–209
- HÖPFLINGER, François (1989), „Nichteheliche Lebensgemeinschaften in der Agglomeration Zürich: Einige explorative Daten“, *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 15, 29–55
- JONAS, Friedrich (1966), *Die Institutionenlehre Arnold Gehlens*, Tübingen, Mohr
- KAUFMANN, Franz-Xaver (1990), *Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen*, München, Beck
- KUHNERT, Peter/Ute ACKERMANN (1985), „Jenseits von Lust und Liebe? Jugendsexualität in den 50er Jahren“, in Krüger, Heinz-Hermann, Ed., *Die Elvis-Tolle, die hatte ich mir unauffällig wachsen lassen*, Leverkusen, Leske + Budrich, 43–83
- LaROSSA, Ralph (1983), „The transition to parenthood and the social reality of time“, *Journal of Marriage and the Family*, 45, 579–589

- LAU, Ephrem E. (1978), *Interaktion und Institution. Zur Theorie der Institution und der Institutionalisierung aus der Perspektive einer verstehend-interaktionistischen Soziologie*, Berlin, Duncker & Humboldt
- LENGSFELD, Wolfgang/LINKE, Wilfried (1988), „Die demographische Lage in der Bundesrepublik“, *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 14, 341–433
- LENZ, Karl (1991a), „Erving Goffman – Werk und Rezeption“, in Hettlage, Robert/Lenz, Karl, Ed., *Erving Goffman – ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation*, Bern, Haupt, 27–95
- LENZ, Karl (1991b), „Prozeßstrukturen biographischer Verläufe in der Jugendphase und danach. Methodische Grundlagen einer qualitativen Longitudinalstudie“, in Combe, Arno/Helsper, Werner, Ed., *Jugendforschung – Reichweite und Besonderheiten ihrer theoretischen und methodischen Zugänge*, Wiesbaden, Westdeutscher Verlag, (im Druck)
- LEVINGER, George (1983), „Development and Change“, in Kelley, Harold H. et al., *Close Relationships*, New York, Freeman, 315–359
- LIPP, Wolfgang (1968), *Institution und Veranstaltung. Zur Anthropologie der sozialen Dynamik*, Berlin, Duncker & Humboldt
- MEYER, Sibylle/SCHULZE, Eva (1989), *Balancen des Glücks. Neue Lebensformen: Paare ohne Trauschein, Alleinerziehende und Singles*, München, Beck
- NAVE-HERZ, Rosemarie (1988a), „Kinderlose Ehen“, in Lüscher, Kurt et al., Ed., *Die „postmoderne“ Familie*, Konstanz, Universitätsverlag Konstanz, 193–200
- NAVE-HERZ, Rosemarie (1988b), „Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik“, in Nave-Herz, Rosemarie, Ed., *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*, Stuttgart, Enke, 61–94
- NAVE-HERZ, Rosemarie (1989), „Zeitgeschichtlicher Bedeutungswandel von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland“, in Nave-Herz, Rosemarie/Markelka, Manfred, Ed., *Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 1, Familienforschung*, Neuwied, Luchterhand, 211–222
- PEUCKERT, Rüdiger (1989), „Die Commuter-Ehe als ‚alternativer‘ Lebensstil. Zur Ausbreitung einer neuen Form ehelichen und familialen ‚Zusammenlebens‘ in der individualisierten Gesellschaft“, *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 15, 175–187
- RERRICH, Maria S. (1988), *Balanceakt Familie. Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen*, Freiburg, Lambertus
- SCANZONI, John et al. (1989), *The Sexual Bond. Rethinking Families and Close Relationships*, Newbury Park, Sage
- SCHÜLEIN, Johann A. (1986), *Theorie der Institution. Eine dogmengeschichtliche und konzeptionelle Analyse*, Wiesbaden, Westdeutscher Verlag
- SCHÜLEIN, Johann A. (1987), „...Vater (oder Mutter) sein dagegen sehr“. Über strukturelle Veränderungen von Primärkontakten am Beispiel der frühen Eltern-Kind-Beziehungen“, *Soziale Welt*, 38, 411–436
- SCHÜTZE, Yvonne (1986), *Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“*, Hannover, Kleine
- SEGALEN, Martine (1990), *Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie*, Frankfurt am Main, Campus (orig. 1987)
- SEIDENSPINNER, Gerlinde/BURGER, Angelika (1982), *Mädchen '82. Eine repräsentative Untersuchung über die Lebenssituation und das Lebensgefühl 15- bis 19-jähriger Mädchen in der Bundesrepublik, durchgeführt vom Deutschen Jugendinstitut München im Auftrag der Zeitschrift Brigitte*, Hamburg, Gruner & Jahr

- SHORTER, Edward (1989), „Einige demographische Auswirkungen des postmodernen Familienlebens“, *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 15, 221–233
- SIMMEL, Georg (1958), *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, 6. Aufl., Berlin, Duncker & Humblot (orig. 1908)
- STOLK, Bram von/WOUTERS, Cas (1987), *Frauen im Zwiespalt. Beziehungsprobleme im Wohlfahrtsstaat*, Frankfurt am Main, Suhrkamp
- STROHMEIER, Klaus P. (1984), *Familienentwicklung in Nordrhein-Westfalen. Generatives Verhalten im regionalen Kontext*, Schriftenreihe des Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen, Heft 47, Düsseldorf
- TENBRUCK, Friedrich H. (1989), *Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft. Der Fall der Moderne*, Wiesbaden, Westdeutscher Verlag
- TYRELL, Hartmann (1985), „Literaturbericht“, in BMFJG, Ed., *Nichteheliche Lebensgemeinschaften in der Bundesrepublik*, Stuttgart, Kohlhammer, 93–140
- TYRELL, Hartmann (1988), „Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung“, in Lüscher, Kurt et al. (Hg.), *Die „postmoderne“ Familie*, Konstanz, Universitätsverlag Konstanz, 145–156

BUCHBESPRECHUNGEN

**ACTES DE LA RECHERCHE EN SCIENCES SOCIALES, Nr. 79 & 80
(1989): L'espace des sports***Aldo J. Haesler (Guebwiller, Elsass, Frankreich)*

Ein flüchtiger Blick ins allgemeine soziologische Schrifttum zeigt, wie stark seit einigen Jahren die Sportsoziologie vernachlässigt wurde. Eine spezielle Rubrik „Sport“ fehlt in den meisten Handbüchern der 80er Jahre, wie auch vergeblich nach entsprechenden Aufsätzen in den grösseren soziologischen Zeitschriften gesucht wird.

Als vor zwanzig Jahren das erste Mal im deutschen Sprachraum von Sportsoziologie die Rede war – ich klammere hier absichtlich die Pionierleistungen von *Norbert Elias* und *Eric Dunning* aus –, ging es darum, nicht so sehr dem Phänomen „Sport“ gerecht zu werden, als in ihm ein Symptom, einen Funktionsträger, ein Deutungsmuster der Freizeit- bzw. Leistungs- bzw. Massengesellschaft zu sehen. Sport als Realisationsform sozialer Chancengleichheit, als Medium nationaler, ideologischer Repräsentation oder als Träger der Wert- und Verhaltensstandards der Leistungsgesellschaft, waren die typischen Themen der akademischen Beschäftigung mit einem Phänomen, dem man zwar seine soziologische Dignität nicht absprechen konnte, das jedoch durch die komplexe Vermischung von Körperlichkeit und sozialer Organisation, von Volkstümlichkeit und Massencharakter, Freizeit und Politik usw. nicht so recht in den allgemeinen Kanon wissenschaftlicher Respektabilität passte. So darf es nicht verwundern, dass nur selten vom Funktionswandel des Sports gesprochen wurde, und wenn, wie z. B. über den Zusammenhang zwischen Sport und NS-Ideologie, nur in äusserst punktueller Weise. Man könnte fast behaupten, dass die Beschäftigung der Soziologie mit dem Phänomen des Sports auf dem gleich antiquierten Niveau fusste, wie es der Begriff der „körperlichen Ertüchtigung“ sprachlich signalisiert. Zwar widmete man sich im Geiste der Leistungsgesellschaft dem Hochleistungssport, oder instrumentalisierte das Phänomen in den bekannten Bahnen der funktionalen Analyse, doch fehlte grösstenteils eine alltagssoziologisch relevante Untersuchung der gesamten Problematik.

Dies holen nun die neuesten Lieferungen der von *Pierre Bourdieu* gegründeten und geleiteten *Actes de la Recherche en Sciences sociales* in zwei bemerkenswerten Dossiers nach. Unter dem Titel «l'espace des sports» werden eine Reihe höchst interessanter, meist der Feldforschung zu verdankender Untersuchungen vorgestellt, die zum grössten Teil die von *Bourdieu* in seinem Grundlagenwerk «*La distinction. Critique sociale du jugement*» (Paris 1979; dt

1985) skizzierte Forschungsperspektive zu konkretisieren versuchen. Man erinnere sich, dass Bourdieu behauptete, dass „der Raum der alimentären, vestimentären, kosmetischen Präferenzen sich nach derselben fundamentalen Struktur organisiere wie es der gesamte soziale Raum durch das Volumen und die Struktur des Kapitals selbst wird“ (ebd., S. 230). Der für jede soziale Klasse durch die „generative Formel“ des Habitus geprägte eigene Lebensstil schreibt sich ein in eine Serie objektiver Strukturen, so dass, wie z. B. im Sport, „die Gesamtheit aller sportlichen Praktiken und Spektakel sich für jeden Neueintretenden wie eine Menge vorbestimmter Alternativen, objektiv institutierter Möglichkeiten, Traditionen, Regeln, Werte, Ausrüstungen, Techniken, Symbole darstellen, die ihre soziale Bedeutung vom System erhalten, das sie konstituieren, und die einen Teil ihrer Eigenschaften in jedem Moment der Geschichte verdanken“ (S. 231). Es ist nun nicht so, dass diese Beiträge sich strikt an die *bourdieusche* Orthodoxie halten und sich dementsprechend damit begnügen würden, die „Karten“ dieses sportlichen Raumes mit empirischem Gehalt zu füllen; sie bedienen sich vielmehr seiner Begrifflichkeit, seiner Ordnungsgerüste, um sie an der Realität zu erproben, um sie spielerisch dort einzusetzen, wo sie für den Bedarf der Deskription und ihrer Deutung von Belang sind und sie dort ihrem Schicksal zu überlassen, wo die „Menge vorbestimmter Alternativen“ einem strukturalen Objektivismus huldigt, der mit List, Lust, Spiel und Ernst des Sportes schliesslich wenig zu tun hat.

In einem einführenden Beitrag, der noch am ehesten mit der *bourdieuschen* Programmatik in Einklang gebracht werden kann, versucht *Charles Suaud* am Beispiel der Diffusion einstmals „nobler“ Sportarten wie Tennis, Squash und Golf, sportliche und soziale „Karten“ in Übereinstimmung zu bringen, indem er diesen Karten sozusagen eine Karte der Altersklassen apostrophiert. Was gemeinhin als „Demokratisierung“ des Sports apostrophiert wird, die Tatsache also, dass insbesondere in der Rekrutierung junger Adepten in vormals als elitär geltenden Sportkreisen „gegen unten“ geöffnet wurden, wird dahingehend relativiert – mithin als ideologisch bestimmte Verklärung solcher Demokratisierung entlarvt –, dass die einzelnen Sportpraktiken selbst wieder nach sozialen Klassen unterteilt werden. Dies dokumentiert *Anne-Marie Waser* anhand ihrer Studie von Strassburger Tennisklubs, die sich im Zuge solcher Demokratisierung ausgebildet haben. Sie zeigt darin, wie sich drei Publikumstypen formiert haben, die sich sowohl durch verschiedene Rekrutierungsmodi und Soziabilitätsnormen als auch durch unterschiedliche sportliche Regeln differenzieren: auf der einen Seite der „chike“ Club mit seinen strengen Adhäsionsvorschriften, der sich durch eine hohe soziale Homogenität und eine entsprechende Kohäsion auszeichnet, und am anderen Extrem ein populärer, sozial stark diversifizierter Club ohne Homogenität und Zusammenhalt. Dazwischen hat sich ein Clubtyp gebildet, der durch Normen der Mittelklasse geprägt wird, der jedoch in eine Vielzahl kleinerer „Clans“ zerfällt und seine Homogenität, seinen Clubgeist nur durch das sportliche Renommee einiger ihrer Mitglieder zu etablieren vermag. Instrumentalisiert werden diese verschiedenen Strukturtypen anhand eines „Partner-Marktes“, der je verschieden ausfällt: im „chiken“ Club werden Partnerschaften dank der hohen

Kohäsion leichter geschlossen als im Club der Mittelklasse, dessen Clans sehr oft ebensoviele Partnerschaften darstellen, oder im „populären“ Club, bei welchem die Wahl eher situativ ausfällt. Tennis hat sich somit nicht so sehr demokratisiert, wie angenommen werden kann: zwar haben neuerdings alle sozialen Klassen Zugang zu dieser Sportart, doch hat sie sich im Zuge solcher vermeintlicher Demokratisierung wiederum in verschiedene, klassenspezifische Gruppierungen fragmentiert, deren elitärste ersichtlich mehr zur Reproduktion und Sedimentierung des „symbolischen Kapitals“ beiträgt als die populäreren Formen.

In einem nützlichen Beitrag über die Ursprünge des Sports in Frankreich, zeigt *Monique de Saint-Martin*, wie einflussreich die Adelsklasse bei der Einführung sportlicher Praktiken am Ende des 19. Jahrhunderts in diesem Lande war. In stark *bourdieuscher* Manier versucht sie den Nachweis zu erbringen, wie dieses eigentümliche Interesse mit dem spezifischen sozialen Raum des Adels, mit seiner Fraktionierung in alten Waffenedel, Hofadel, im Krieg erworbener Adel, Brief- und Amtsadel zusammenhängt. Sie nimmt dabei die ältere These wieder auf, wonach im Zuge der „Demoralisierung“ dieser Klasse durch die Verbürgerlichung der zivilen Gesellschaft, diese sich zunehmend auf die „Auszeichnung“ des eigenen Körpers zurückzog und in der Pflege des Sports eine neue „Vornehmheit“ zu finden suchte, die sie durch ihren Ausschluss aus den Machtsphären des Staates allmählich verloren hatte. *Monique de Saint-Martin* weist aber darüber hinaus auch darauf hin, dass die internen Fraktionen des Adels sich aber keineswegs auflösten, sondern in der Pflege verschiedener, sorgfältig voneinander getrennter und institutierter Sportarten perpetuiert wurden. Auch hier könnte angemerkt werden, wie wenig das vom *Baron de Coubertin* proklamierte olympische Ideal mit Demokratisierung des Sports, und wie viel es mit den der Adelsklasse inhärenten Fraktionskämpfen um die Reproduktion ihrer je eigenen Identität zu tun hatte.

Viele Beiträge dieser beiden Dossiers widmen sich der besonderen „Kultur“ des Volkssports. Es handelt sich dabei um die ertragreichsten dieser neuesten Lieferung der *Actes*. So hat sich *Loïc Wacquant* ein Jahr lang einem Boxtraining im schwarzen Ghetto von Chicago unterzogen und bringt uns ein interessantes „ethnographisches“ Tableau der besonderen Kultur dieser Trainingshallen zurück. Er zeigt auch, wie dieses Ghetto im Ghetto unmöglich zu denken wäre ohne die besondere „symbiotische Opposition“ zur Strasse, wie dieser private Raum nicht nur der Ort einer besonders intensiven körperlichen Disziplin ist, sondern wie er als Verkörperung einer typisch männlichen Form von Soziabilität gleichsam von der Strasse getrennt, von ihr aber protegiert wird. Zwei Beiträge widmen sich näher dem Massenphänomen Fussball. Mit seiner Deskription des kleinen Fussballclubs von Voutré in der südlichen Normandie, führt uns *Jean-Michel Faure* in die sich bewusst als Gegenwelt zu elitären Sportpraktiken artikulierende Welt eines ländlichen Fussballvereins ein. Er macht dabei sichtbar, wie sehr dieser spezifische soziale Raum sich einem tiefsitzenden Misstrauen gegenüber den etablierten Formen legitimer Sportpraktiken verdankt und dabei die Tradition

einer Volkskultur aufrechterhält, in dem der Sport nur zu einem geringen Teil jenen Normen entspricht, die man gemeinhin unter der Kategorie des Leistungssports fassen möchte. Was sich vielmehr darin äussert, ist der Sinn fürs Ludische, für eine kollektive und historisch tief liegende Form von Humor, von gemeinschaftlichen Komplizenschaften, m. a. W. Formen jener „plebeischen Kultur“ (E.P. Thompson), die bewusst und dezidiert gegen die Einflüsse dominanter Körperpraktiken und Verhaltensstandards eingesetzt werden. Dasselbe Motiv einer sportlich artikulierten Gegenkultur wird auch im Aufsatz von *José Sergio Leite Lopes* und *Sylvain Maresca* sichtbar, die ihre Arbeit dem besonderen Ereignis des Todes eines populären Fussball-Stars gewidmet haben. Da wird nicht nur ein junger Mensch zu Grabe getragen, sondern – wie die Autoren es schon mit dem Titel ihres Aufsatzes signalisieren „die Freude des Volkes“, «la joie du peuple», eine Identifikationsfigur, um die herum mehr als ein „sportlicher Raum“ sich strukturierte. Nicht zuletzt wird hier offenkundig, wie sehr Volkskultur und populärer Sport miteinander verstrickt sind, wie sehr Sport auch mit Formen des kollektiven Protestes und Widerstands zu tun hat, in denen sich gleichzeitig die tradierten Verhaltensformen des Volksfestes, einer „moralischen Ökonomie“ kristallisieren, die mit den w. o. dargestellten Formen des „noblen“ Sports in keiner Weise zu vergleichen sind und wo vielmehr gesagt werden kann, dass sich diese differentiellen Praktiken oppositiv zueinander definieren, d.h. wo sorgsam darauf geachtet wird, dass diese verschiedenen sozialen Räume des Sports niemals miteinander in Kontakt geraten.

Es würde zu weit führen, die weiteren Beiträge dieser Hefte hier zusammenzufassen. Hingewiesen sei jedoch auf *Eric Dunning* und *Kenneth Sheards* aufschlussreiche Studie über die zwei Welten des Rugby – zu fünfzehnt bzw. zu dreizehnt gespielt; auf die besonders aktuelle Studie von *Christoph Wulf* und *Günter Gebauer* über den Zusammenhang zwischen Sport und Gewalt sowie auch auf *Gildas Loirants* Untersuchung über den Funktionswandel des Fallschirmsports. Doch gerade letzterer Beitrag weist auf eine Problematik hin, die m. E. in diesen beiden Heften nicht gebührend berücksichtigt wurde.

Es spricht vieles dafür, die verschiedenen sozialen Räume des Sports in ihrer je verschiedenen Struktur und Logik darzustellen. Doch vermag eine solche um die Begriffe „Habitus“, „Lebensstil“, „Klasse“ und methodisch-explikativ mit der von *Bourdieu* entlehnten soziologischen Kapitaltheorie nicht, solche Aspekte des Sports zu erfassen, die geschichtlich neu erscheinen und die Gesellschaft als Ganze affizieren. Zwei solche Phänomene sollen zum Schluss noch kurz erwähnt werden.

Seit gut zwei Jahrzehnten ist in der Sportwelt das Aufkommen neuer Sportarten zu beobachten, die alle unter dem Aspekt des „Gleitens“, des „sliding“ oder „surfing“ beschrieben werden können. Ob es sich nun um das Deltasegeln, das Windsurfen, das Rollbrettfahren, das „para-gliding“, die diversen Schneesportarten, darunter z. B. das „snow-boarden“ etc. handelt, sie alle stehen für neue Körperpraktiken, die nicht nur quer durch alle Sozialklassen hindurch gehen,

sondern auch stark individualistisch ausgeprägt sind. Das hat auch den französischen Philosophen Gilles Lipovetsky dazu veranlasst, von der heutigen postmaterialistischen Gesellschaft, die er als sich in einer zweiten (personalistischen) Revolution des Individuums befindlichen zu diagnostizieren glaubt, als einer "civilisation de la glisse généralisée", einer Zivilisation des generalisierten Gleitens, zu sprechen. Aus dieser Perspektive betrachtet, fallen unweigerlich gewisse Analogien zwischen diesen neuen Sportarten und sozialen Verhaltensstandards (viele sprechen gar von „Sozialpathologien“) zu, die von so bekannten Autoren wie Richard Sennett oder Christopher Lasch unter den Stichworten „Narzissmus“, „Verfall der Öffentlichkeit“, „Autoritätsverlust“ publizistisch wirksam vermarktet wurden. Inwiefern nun Sportpraktiken einen solchen gesellschaftlichen und kulturellen Symptomcharakter haben mögen – getreu der etwas platten Analogie zwischen dem Gleiten auf den Schneehügeln und dem beziehungslosen Gleiten von Partner zu Partner –, sei dahingestellt. Eine Analyse jedoch, die sich damit begnügt, sportliche Praktiken auf einer Topographie der Lebensstile zu verorten, wie dies im Zuge der Arbeiten von *Bourdieu* gemacht wurde, kann zu solchen Fragen wie diesen nichts beitragen. Darüber hinaus indizieren solche Gleitsportarten neue Formen des Umgangs mit dem Körper, erschliessen neue Perspektiven der Raum- und Zeiterfahrung; auch die Kategorie des Gleichgewichts – da es sich ja im Unterschied zur Gymnastik etwa um Formen des „fließenden“ Gleichgewichts handelt – gewinnt hier eine neue Akzentuierung.

Seit einigen Jahren triumphiert, vor allem in Frankreich, eine medienwirksame Challenger-Moral, die gewisse, aus dem Hochleistungssport stammende Normen und Werte für die gesamte Gesellschaft propagandistisch inszeniert. In Zeitschriften, Radio- und Fernsehsendungen, bis hin zu den politischen Diskursen, Werbetexten, Parteilogos und Unternehmungsleitbildern floriert eine ausgesprochen aggressive Gewinner-Ideologie, die in modernen Heroen wie Alain Prost, Yannick Noah oder Michel Platini die Träger eines ins 21. Jahrhundert – vorab auf den Horizont der EG 92 – projizierten elitären Draufgängertums sehen. Untermauert wird solcher zumeist technizistischer „Sturm-und-Drang“ durch Extremsportarten – Solo-Kletterei, Triathlon, Himalaya-Marathon u. dgl. –, die wegweisend zu sein scheinen für diese Eroberung einer „neuen Ära“, für die „Herausforderungen des Computer-Zeitalters“. Hier dient Sport augenscheinlich einer diffusen technokratisch-utilitaristischen Ideologie, einer Sozialtechnologie, die wiederanknüpft an die naivsten Vorstellungen der Wachstumseuphorie der Nachkriegszeit. Es ist nicht Sport als soziale Praktik, sondern Sport als mediales Ereignis, als Spektakel, was hier zu offensichtlich politischen Zwecken gebraucht und missbraucht wird. Solcherart interpellieren Frankreichs Technokraten die gesamte Nation, die ganze Gesellschaft. Und Sport dient als willkommenes Vehikel, die evidente Normativität dieser Gesellschaftsentwürfe zu naturalisieren.

Diese beiden Beispiele zeigen, wie sehr die Soziologie des Sports angerufen ist, aus ihrem Ghetto hinauszutreten, wie sehr sie – was vorliegende Studien der *Actes* wohl dokumentieren – die soziologische Analyse mit unverzichtbaren

Daten zu exemplifizieren vermag, wie sehr sie aber auch den Bezug zum Gesellschaftlichen, zur Politik und zur Ideologie schaffen muss, um damit notwendige Aufklärung über einen immer evidenter werdenden *gesellschaftlichen* Funktionswandel des Sportes zu leisten.

Herrschen und Sehnen. Kulturdynamik des Westens
Joseph Huber

Beltz, Basel, 1989; 372 Seiten.

Ellen B. Hill

Dass die Kulturen sich stetig ändern, heute wahrscheinlich schneller denn je, ist eine Tatsache, an der sicher niemand zweifelt, und auch die heutige zentrale Rolle der westlichen Kultur im Weltgeschehen wird von den wenigsten bestritten. Was Joseph Huber in seinem Werk darzustellen versucht, ist, wie diese Veränderungen vor sich gehen und welche Bahnen sie nehmen. Die westliche Kultur war niemals aus einem Stück, sie war immer zwiespältig, woraus sich ihre starke Dynamik erklären lässt.

Huber ist Privatdozent an der Freien Universität Berlin und beschäftigte sich stets sowohl mit Nationalökonomie wie auch mit Politologie. Er hat mehrmals im Schweizer Fernsehen gesprochen und hat ein besonderes Interesse an den Entwicklungen unserer Zeit, gleichzeitig macht er sich eigene Gedanken über die Zukunft. Die bipolare Entwicklung der westlichen Welt legt er in seinem neuesten Buch seit der Moderne dar, i. e. seit der Aufklärung und der industriellen Revolution, obschon die Bipolarität auch im Mittelalter existierte.

Was er gegenüberstellt ist Verstand und Gefühl, soweit sie die grossen Aspekte der Kultur bedingen, trotzdem es sich bei einer solchen Feststellung natürlich um eine Vereinfachung handelt. Er erfindet nun ein Gegensatzpaar, das er für passender hält, nämlich Promodus und Anamodus, wobei Promodus die enge Beziehung zur Wirklichkeit und dem Fortschritt hat, während Anamodus in der Romantik aller Schattierungen seinen hervorstechenden Ausdruck findet. Nun ist aber der Einzelne niemals nur auf einen Modus bezogen, sondern findet in beiden Richtungen seinen Denk- und Handlungsinhalt.

Der Zeitgeist ist dann, was im Moment am durchgreifendsten erscheint und, wie schon oben gesagt, verändert er sich kontinuierlich und damit das vorherrschende Weltbild einer Zeit. Der Titel dieses Bandes „Herrschen und Sehnen“ bezieht sich nun auf die Resultate solcher vorherrschenden Haltungen, die in Politik, in der Kunst, in den Wissenschaften, den Human- wie den Naturwissenschaften, zum Ausdruck kommen. Der Autor stellt viele Gegensätze

auf: Macht und Schmerz, Herrschaft und Partnerschaft, und alle können sich rational oder irrational gebärden.

Nach diesem grundlegenden Teil seines Bandes kommt der Autor zur Anwendung seines Schemas bei der spezifisch westlichen Welt. Diese hat ein System geschaffen, das selbst der Kulturträger wird. Der Westen hat nicht nur ein soziales System aufgebaut, wo soziale Bewegungen sich gleichzeitig an System und Umwelt anpassen, er hat auch eine Gesellschaft hervorgebracht, die auf dem Wissen aufgebaut ist, wo das Wissen das Weltbild produziert und wo der sogenannte Zeitgeist auch auf die Massen übergreift, sie beeinflusst und diese daher auch an seiner Gestaltung de facto teilnehmen.

Damit kommen wir zum dritten und letzten Teil der These von Joseph Huber. Sie heisst amüsanterweise: „Die Wende des Westens oder der Übergang des Abendlandes.“ Vielleicht dreht es sich aber doch um eine eher ernste Angelegenheit, wenn man den Effekt der bisher letzten Wandlung betrachtet. Über Ursache und Folgen kann man sich natürlich endlos streiten, zu beweisen ist keine Theorie, es bleibt also im Grunde bei einer Beschreibung der gegenwärtigen Situation und bei Erklärungen verschiedenster Art. Die Geschichte der Deutungen, wie sie von den unterschiedlichen Humanwissenschaftlern unternommen wurden, bildet den Hauptteil dieses Kapitels.

Wichtig bleibt immer, dass auch in der Moderne, oder vielleicht besser in der Post-Moderne, die beiden gegensätzlichen Haltungen weiter bestehen, und dass es möglich ist, nach Meinung des Autors, mehr als eine Entscheidung für die verschiedenen Haltungen wahrzunehmen. Er findet, dass eine dynamische Balance der komplementären Ziele zu wünschen sei. Das persönliche Glücksgefühl tritt zurück, Realismus ist erwünscht, was Selbstverwirklichung nicht ausschliesst. Der Anhang zeigt Betrachtungen über Promodus und Anamodus seit Hegel, wie sie in der allgemeinen und der wissenschaftlichen Literatur dargestellt wurden; die paarweise Konstruktion von Grundtypen ist überall present. Dazu kommt eine visuelle Darstellung in Bildern, die diese Theorie der Kulturen in ihrer Verschiedenheit veranschaulicht. Sie zeigt die beiden Grundhaltungen auf den Gebieten der Kunst, des Gartenbaus, der Landwirtschaft und sogar der Kleidung. Der ausführliche Band ist so komplett, dass man dem Argument kaum ein weiteres hinzufügen kann. Es versteht sich natürlich, dass nicht alle Leser von der zentralen Bedeutung des Zwiespalts für die Richtung des sozialen Wandels per se überzeugt sein werden. Als grossen Zeugen seiner Zeit möchten wir John Stuart Mill nennen, der 1852 in „Principles of Political Economy with Some Applications in Social Philosophy“, zitiert in Encounter, vol. LXXIV, n. p. 5, von einer „vielfachen Entwicklung der menschlichen Natur, den vielfältigen Verschiedenheiten von Geschmack und Talenten, der Vielseitigkeit der intellektuellen Standpunkte, die einen grossen Teil des menschlichen Lebens ausmachen indem sie die Intellekte zu fordernden Auseinandersetzungen bringen und auf diese Weise so den gedanklichen und moralischen Fortschritt fordern“ gesprochen hat (unsere Übersetzung).

Die heilige Familie – Vom Sinn und Ansinnen einer Institution
Gertrud Simon, Ingrid Spörk, Brigitte Verlic (Hrsg.)

Wiener Frauenverlag, Wien, 1990; 227 Seiten.

*Dr. Anne-Marie Käppeli, Faculté de Psychologie et des Sciences de
l'Éducation, Université de Genève.*

Dieser Band in der Reihe österreichischer Texte zur Frauenforschung ist das Ergebnis einer Projektgruppe Interdisziplinärer Frauenstudien der Karl-Franzens-Universität Graz, die 1988 eine Ringvorlesung zum Thema „Die heilige Familie“ veranstaltet hat.

Die Beiträge des Bandes konzentrieren sich auf vier Schwerpunkte: Die historische, literarische, psychologische und aktuelle gesellschaftliche Entwicklung und Darstellung der Familie und der Rolle der Frau.

In einem ersten Teil untersuchen die Forscherinnen historische Familienformen, wobei die Bewertungen von den Kirchenvätern, über die mesopotamische Familie bis zur europäischen mittelalterlichen „familia“ reichen. Im zweiten Teil geht es um die Interpretation von Mythen und literarischen Texten, und im dritten Teil rücken psychologische Betrachtungen ins Blickfeld.

Die politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts hatten nicht dazu beigetragen, kritische Ansätze gegenüber einer Idealisierung der Familie, festgeschriebenen Rollen von Mann und Frau und neurotischen Beziehungsmustern zwischen den Familienmitgliedern zum Tragen kommen zu lassen. Im Ständestaat und während des Faschismus wurde die Familie zur ideologischen Festigung gebraucht. Auch die Nachkriegszeit brachte anfangs eine allgemeine Familieneuphorie. Erst im Anschluss an die Frankfurter Schule begannen sich Soziologen kritisch mit dem Thema zu befassen. Brisanz bekam die Auseinandersetzung um die Familie in den 60er und 70er Jahren durch die allgemeine Infragestellung bürgerlicher Werte, auf deren Boden die Frauen (wieder) begannen, ihre Rollen in diesem Spiel zu hinterfragen und praktische Konsequenzen zu fordern. In der gesamten Frauenbewegung wurden daraufhin Macht- und Arbeitsverhältnisse zwischen den Geschlechtern heftig diskutiert, was nicht ohne Auswirkungen auf die Gesellschaft blieb.

Dieser Band dokumentiert den Stand der Diskussion zur Institution Familie in der österreichischen Frauenforschung. Er bietet interessante Ansätze und Vergleichsmöglichkeiten in der feministischen Theoriediskussion, auch in der Schweiz.

Introduction à l'anthropologie
Mondher Kilani

Payot, Lausanne, 1989; 368 p.

Dr. Pierre Maurer, Lausanne

Cette «introduction» constitue en réalité une véritable anthologie critique qui couvre l'ensemble de la pensée anthropologique, de l'Antiquité grèque à la Renaissance, en passant par les premiers missionnaires et tous les voyageurs, jusqu'aux théoriciens contemporains, comme Lévy Strauss auquel Kilani consacre un long et passionnant chapitre. Le but que s'est fixé l'auteur n'est pas seulement de proposer un vaste panorama des différents discours sur l'altérité tenus à travers les âges, mais surtout de contextualiser tous ces propos pour montrer les enjeux (idéologiques, économiques, culturels, etc.) qui les sous-tendent.

La question de la possibilité même de l'existence de cette discipline constitue le fil conducteur de l'ouvrage: quelles sont les conditions pour la tenue d'un discours sur l'autre? Quels sont les fondements épistémologiques des théories sur le comportement humain qu'on peut tirer de l'observation des sociétés différentes? Quelles sont les limites de la démarche anthropologique?

La prise en compte de la littérature anthropologique existante jusqu'à un passé très récent – pourtant considérée comme sérieuse et même comme «scientifique» – montre la vision fortement «ethnocentrique» qui caractérise l'essentiel de cette production. L'étude des sociétés dites «primitives», répondant au besoin d'exotisme qui a toujours caractérisé le monde moderne, n'a longtemps été rien d'autre que la célébration de la supériorité de l'Occident: on voyait des sociétés qu'on caractérisait comme «sans écriture», «sans Etat», «sans histoire», etc., bref des sociétés qui accusaient un sérieux «retard» dans l'évolution du «genre humain», même si l'homme blanc constituait invariablement l'étalon.

En fait, si la préoccupation de l'anthropologie dite savante a été dès le début – que Kilani situe vers 1850 – de transcender les particularismes et de penser l'humanité dans son ensemble, elle s'est presque toujours arrêtée aux seules dimensions du folklore et de la muséographie: on se contentait d'observer et de décrire les us et coutumes étranges de ces sociétés.

Rapidement, ces savoirs furent mis au service de l'effort d'assimilation et d'asservissement de ces peuples, tant par les marchands qui entendaient tirer profit d'une potentielle main d'oeuvre à bon marché en appliquant les théories de Taylor sur la division du travail (avec des succès très modestes, mais un «coût humain» effroyable) que par les militaires et les colons qui virent dans ces vastes contrées des territoires faciles à conquérir. Pour Kilani, «on peut dire que

l'anthropologie est née de cette relation de domination. Elle est le produit d'une histoire qui intègre les sociétés non-occidentales dans le giron européen» (p. 11).

Parmi les développements majeurs que connut l'anthropologie dans le temps, il faut citer le bouleversement que produisit une génération d'anthropologues dans les années 40 et 50. Quand les Georges Balandier, Louis Dumont, Robert Jaulin et autre Sahlins, pour ne citer que quelques noms, opérant ce qu'on appelle «une conversion du regard», se mirent à étudier nos propres sociétés avec l'oeil et la démarche qu'ils avaient eus dans leurs recherches sur les terrains d'Afrique, d'Asie ou d'Amérique latine, les débats et les polémiques sur la discipline se multiplièrent. Celle, parmi les disciplines sociales qui semblait, avec l'économie, parmi les plus structurées, les plus établies, avec un objet de recherche bien défini, traversa alors une profonde «crise d'identité». Ce n'est pas tant qu'elle entraînât en concurrence avec les sociologues, puisqu'elle rivalisait désormais avec eux sur leur propre terrain: c'est plus profondément le mode de faire et la finalité de l'anthropologie qui étaient en question.

Pour tenter de dépasser ces querelles d'interprétation et ces divergences théoriques qui se poursuivent à l'heure actuelle, notamment avec d'autres disciplines (en particulier avec l'économie, la psychanalyse, la linguistique, l'histoire et la psychologie), Kilani, qui retrace ces débats de manière aussi précise que passionnante et sans jamais sombrer dans l'académisme pompeux qui caractérise généralement ce genre d'entreprise, propose un recentrement de la discipline par ce qu'il appelle «un retour à l'histoire». Quoi mieux en effet que l'étude des principaux textes et des courants théoriques marquants pour sortir de l'impasse et des querelles? Ce nécessaire détour par l'histoire de la discipline doit, selon lui, permettre de s'interroger d'une manière renouvelée sur l'altérité, le croisement des cultures, les rapports entre modernité et tradition, le progrès économique et le changement social, le fondement de l'identité des groupes, les différents modes de pensée, de la science à la magie, bref, sur tous les thèmes qui sont habituellement traités par les anthropologues.

Cette entreprise de «traduction des culture», selon une jolie formule de l'auteur, a des ambitions particulièrement grandes, puisque Kilani, en appelant à un développement substantiel des recherches et des moyens alloués dans ce domaine, n'hésite pas à affirmer: «L'anthropologie est à même d'évaluer prospectivement les enjeux que les mutations technologiques et la généralisation des rapports interculturels et interethniques font peser sur les divers modes d'identification des groupes et des sociétés modernes» (p. 13).

Pour lui, qui préconise, selon l'expression de Balandier, une «anthropologie généralisée», les disputes entre sociologues et anthropologues sur leurs «terrains» respectifs sont donc vides de sens. Le genre humain est, par delà une extraordinaire diversité de modes de faire et de comportements, *unique*, et redevable, de ce fait, d'une approche globale qui intègre les particularismes sans les nier. Ce projet

fondamental de l'anthropologie demeure pour lui plus que jamais d'actualité et son livre se veut une première pierre à cet oeuvre de longue haleine.

Les avocats vaudois, Recherche sociologique
Giovanni Busino et al.

«Cours, Séminaires et Travaux», no. 11, Institut d'anthropologie et de sociologie, Lausanne, 1989

Dr. Pierre Maurer, Lausanne

C'est d'un thème largement inexploré dont traite une récente publication de l'Institut de Sociologie de l'Université de Lausanne, puisque c'est la profession d'avocat qui est passée au crible par une équipe de jeunes chercheurs dirigée par le Professeur Giovanni Busino. Comment se constitue ce corps de métier si particulier? Comment fait-il face aux grandes mutations que traverse la société, et par conséquent le droit? Est-il prêt à affronter les défis que pose le processus de l'intégration européenne? Telles sont quelques unes des questions auxquelles ce travail tente de donner une réponse en étudiant le cas du Canton de Vaud.

La recherche est basée sur un questionnaire très détaillé (64 questions multiples) auquel 124 des 216 avocats inscrits au barreau vaudois ont répondu. Les résultats qui sont ainsi livrés sont, à vrai dire, et comme c'est souvent le cas dans les recherches de ce type, sans véritable surprise. La finesse des observations et la richesse des matériaux réunis (même si plusieurs interviewés ont fourni des réponses volontairement incomplètes) permet toutefois de préciser plusieurs aspects importants et de dépasser le stade de la «connaissance commune» ou des stéréotypes.

Un point marquant analysé par les auteurs est l'*extraordinaire longueur* de la formation, puisqu'elle dure, en moyenne, entre quatre à cinq ans de plus que dans les autres cantons. Si cette particularité s'explique par l'obligation qui est faite à l'apprenti avocat, pour obtenir son premier stage, de déposer une thèse imprimée – cas unique en Suisse –, elle dénote aussi le profond conservatisme qui caractérise la profession: il est évident, comme le montrent les auteurs, que cette exigence anachronique n'est rien d'autre qu'une barrière supplémentaire, comme d'ailleurs l'organisation du reste de la formation et du stage, pour restreindre et contrôler l'accès au brevet et à la profession. Comme l'avait fait autrefois Pierre Bourdieu dans ses analyses du système scolaire français, les sociologues lausannois montrent le rôle déterminant joué par ce facteur, apparemment purement administratif, dans l'acceptation et la reproduction des hiérarchies sociales, dans

la socialisation du futur praticien et dans le processus d'intégration aux normes du groupe.

L'avocat vaudois, si on voulait en dresser un rapide portrait-type tel qu'il ressort de cette étude, est très attaché à la tradition et à la déontologie de la profession, renfermé sur lui-même et peu enclin à accepter les critiques. Sa «culture professionnelle», comme aurait dit Durkheim, repose largement sur la notion d'«excellence» et il compare volontiers à son avantage l'organisation dans laquelle il fonctionne par rapport à celle des cantons voisins. L'esprit de la corporation est nettement traditionaliste, comme le montre aussi le nombre infime de représentantes du sexe faible en son sein (9% de l'échantillon). Politiquement, il se situe à droite et assume volontiers un mandat politique. Bref, il répond complètement à la définition que donnait Antonio Gramsci de «l'intellectuel organique», puisque toute son action vise, au bout du compte, à gommer les contradictions et les antagonismes qui émergent dans le système, ce qui assure une quasi-inexistence de tensions. Cette situation n'est toutefois pas «saine», disent les auteurs, car cet immobilisme compromet les nécessaires et inévitables ajustements qui devront se faire – et qui sont déjà largement en cours – dans la profession.

La secrétaire modèle, Etude sociologique

Françoise Messant-Laurent

L'Harmattan, Paris, 1990; 217 pages.

Dr. Pierre Maurer, Lausanne

Le premier problème que l'auteur a dû résoudre est celui de la *définition* de l'objet de l'étude, autrement dit celui de savoir ce qu'est, au fond, une secrétaire. «Bonne à tout faire» à qui incombe surtout la préparation du café, «éminence grise» qui influence les décisions dans l'ombre, «substitut» de l'épouse du cadre? On voit tout de suite à la fois les stéréotypes qui sont à l'oeuvre et les contenus très divers que peut contenir le rôle de secrétaire, tout comme la distance qui peut séparer la dactylo de l'assistante ou de la secrétaire de direction. Les diplômes – obtenus dans les conditions les plus diverses – comme les salaires – variant considérablement selon les pays, les entreprises ou les branches d'activité – ne sont pas d'un grand secours.

Pour tenter d'y voir plus clair et pour intégrer toutes les dimensions constitutives de ce «rôle», Françoise Messant-Laurent propose de parler de «métier polyvalent qui requiert des qualifications de dactylo, de cadre et de femme» (p. 78). C'est à partir d'un tel éclairage qu'elle approche la réalité de la secrétaire au travail.

Après avoir défini une typologie des secrétaires qui distingue 4 types – la «bonne», la «compagne», l'«assistante» et la «collaboratrice» –, l'auteur insiste sur l'existence, dans les entreprises, de ce qu'elle appelle des «tandems», c'est-à-dire de cellules qui regroupent un cadre et une secrétaire, et qui font plus moins bon ménage: «Le tandem, à l'instar du mariage, en raison du degré de proximité des acteurs concernés, fonctionne comme un instrument privilégié de la construction sociale de la réalité» (p. 14).

Ces «couples» aux relations complexes et quasi-permanentes forment une «para-hiérarchie» qui double la ligne d'autorité sans pour autant se confondre avec elle. L'appartenance à un type ou à l'autre est fonction de la nature du rapport social que les membres du tandem entretiennent entre eux. Chez la «compagne» et l'«assistante», ce sont les rapports de complémentarité au sein du tandem qui rendent compte de leur situation. Chez la «bonne» et la «collaboratrice», ce sont les rapports de symétrie. Autrement dit, il y a des secrétaires plus femmes et il y a des secrétaires qui tendent vers le cadre ou l'employée de bureau. La seule dimension de la division sexuelle du travail, ou celle de la division sociale du travail, ne saurait expliquer la situation objective de toutes les secrétaires. «Il ne suffit pas d'être une femme au travail pour que la division sexuelle l'emporte sur la division sociale du travail, mais il suffit d'être une femme au travail pour que s'introduise la dimension sexuelle et que s'édulcore ou s'exacerbe le rapport d'autorité.»

L'abondante littérature sociologique existant sur les employés de bureau se limite en général à rendre compte de la mentalité de bureau, du ritualisme des ronds de cuir, de l'individualisme de l'employé, de l'influence du système d'avancement à l'ancienneté, du phénomène bureaucratique dans les grandes entreprises. D'autres études plus récentes cherchent à évaluer l'impact des nouvelles technologies, notamment l'informatique et la bureautique. L'intérêt de la recherche de Françoise Messant-Laurent, même si elle est basée sur un échantillon relativement limité, puisque ce sont 20 secrétaires qui ont été interviewées, est de dépasser ce type d'études, pour proposer une interprétation psycho-sociologique en profondeur de la réalité des rapports sociaux en jeu et une description détaillée des éléments constitutifs du rôle de la secrétaire.

En résumé, on dira qu'il s'agit là d'une contribution majeure à une sociologie des professions actuellement encore largement sous-développée, malgré certaines avancées significatives, particulièrement en Italie, en Allemagne et aux États-Unis, mais promise à des développements significatifs dans les années à venir, en particulier dans le monde francophone.

ZUSAMMENFASSUNGEN

Zwischen Skylla und Charybdis: Das intermediäre Hilfe- und Dienstleistungssystem

Rudolph Bauer

Das „Allgemeine System intermediärer Organisationen (ASIO)“ bildet ebenso wie die besonderen Systeme intermediärer Organisationen, z. B. das „Intermediäre Hilfe- und Dienstleistungssystem (IHDS)“, ein komplexes gesellschaftlich-institutionelles Arrangement, welches in zweifacher Hinsicht Verbindungs- und Austauschprozesse ermöglicht: 1. auf der Ebene der formellen Systeme zwischen „Staat“ und „Markt“ (mit den entsprechenden Steuerungsmedien Macht und Recht bzw. Vertrag und Geld) sowie 2. zwischen der „bürokratischen Welt“ der beiden formellen Systeme einerseits und der „Lebenswelt“ der informellen Sphäre andererseits. Der folgende Beitrag erörtert kritisch einige Begriffe und theoretische Erklärungen des ASIO und der Organisationen des IHDS, so z. B. Begriffe wie „Non-profit Organisationen“, „Nicht-Regierungsorganisationen“, „unabhängiger“/„freiwilliger“/„Dritter Sektor“ sowie die These des Staats- bzw. Marktversagens. Es folgt ein knapper Überblick zum Forschungsstand, der sich, verglichen mit der anglo-amerikanischen Literatur, in den deutschsprachigen Ländern relativ bescheiden ausnimmt. In Adaption eines von David Billis vorgeschlagenen theoretischen Modells werden anhand desselben (a) die Grundtypen von Hilfe- und Dienstleistungsorganisationen, (b) deren idealtypische Transformations- und Institutionalisierungsprozesse sowie (c) deren bestimmende Strukturelemente zur Diskussion gestellt. Schließlich dient das Modell zur Interpretation (d) der historischen Entwicklung des IHDS am Beispiel der deutschen Wohlfahrtsgeschichte sowie (e) des unterschiedlichen Stellenwerts, den das IHDS verschiedener Länder im internationalen Vergleich aufweist.

Die Sozialhilfe als Mythos im Dienste der Fürsorge

Laurent Jaques

Aufgrund einer Umfrage bei 200 Schweizer Sozialhilfeempfängern können die paradoxen Vorgehensweisen und Aktionen der Fürsorgeverwaltung dargestellt werden. Der Wille, der dem Gesetzgeber, dem Verwalter und dem Sozialarbeiter gemeinsam ist, die Wiedereingliederung der Sozialhilfeempfänger in erster Linie

durch Sozialhilfe und nicht so sehr durch Wirtschaftshilfe zu erreichen, tritt in Widerspruch mit der Interaktion zwischen Sozialarbeiter und Hilfeempfänger. Das Unbehagen hilfebedürftig zu sein und die finanzielle Notlage entsprechen dem Leistungsangebot der Fürsorgeinstitution, deren wesentliche Aufgabe es ist, finanzielle Hilfe zu darzubieten und das Unbehagen abzubauen und zu überwinden. Diese zweite Aufgabe wird über die Interaktion zwischen Sozialarbeiter und Hilfeempfänger zur wichtigsten Komponente der Sozialhilfe. Sie legitimiert das Individualisierungs-Prinzip der Verwaltung. Der Diskurs der Sozialhilfe ist im Dienste der Fürsorge, insofern er ermöglicht, die sozialen und ökonomischen Aspekte der Schwierigkeiten zu verhindern, welche die Menschen in die Fürsorge gebracht haben. Er ist zudem ein Mythos, der zur Illusion der Partizipation der Sozialhilfeempfänger beiträgt, eine Illusion, die zudem getragen wird von der Verwirrung zwischen emotionalem Miteinbezug und aktiver Teilnahme der Hilfesuchenden.

**Sportsoziologie in der Schweiz – Forschungsstand und
Entwicklungsperspektiven unter besonderer Berücksichtigung des
Verhältnisses von Sport und sozialer Ungleichheit**

M. Lamprecht & H. Zwicky

Ausgehend von einem bereits seit langem konstatierten Forschungsdefizit in der Sportsoziologie wird zunächst die zunehmende Bedeutung des Sports in unserer Gesellschaft aufgezeigt. Das Phänomen des Sports erscheint aus soziologischer Sicht von allem in Bezug auf seine Verknüpfung mit anderen Gesellschaftsbereichen sowie auf seinen Ideologiegehalt von besonderem Interesse. Dabei wird deutlich, dass auch in der Sportsoziologie funktionalistische und konflikttheoretische Perspektiven zu unterschiedlichen Fragestellungen und Interpretationen führen.

Am Beispiel des Zusammenhangs zwischen sozialer Schichtlage und Sportverhalten werden dann zunächst die verfügbaren empirischen Daten bzw. die Forschungslücken auch in diesem traditionellen Teilbereich der Sportsoziologie dargestellt. Anhand von Befragungen im Rahmen der pädagogischen Rekrutenprüfungen kann gezeigt werden, dass der Einfluss der sozialen Schichtlage auf das Sportverhalten relativ bescheiden ist, eher für aktive sportliche Betätigung als für den passiven Sportkonsum gilt und in den letzten Jahren noch zurückgegangen ist. Anhand dieser Ergebnisse werden abschliessend grundsätzliche Probleme traditioneller soziologischer Schichtungsmodelle diskutiert, wobei deutlich wird, dass die Sportsoziologie dazu beitragen könnte, die allgemeine soziologische Schichtungstheorie aus ihrer gegenwärtigen Erstarrung zu führen.

Institutionalisierungsprozesse in Zweierbeziehungen

Karl Lenz

Anliegen dieses Beitrags ist es, das Institutionenkonzept für eine mikrosoziologische Analyse von Zweierbeziehungen fruchtbar zu machen. Im ersten Teil wird gezeigt, dass die Ehe gegenüber der Familie eine hohe Eigenständigkeit gewonnen hat, die es für die Forschung notwendig macht, sich den Ehebeziehungen jenseits einer „Familien-Optik“ verstärkt zu widmen. Zugleich aber haben Ehen starke Einbussen als kulturelle Selbstverständlichkeit hinnehmen müssen, was dazu führt, dass eine Soziologie der Ehe zu einer Soziologie der Zweierbeziehung erweitert werden muss. Im weiteren wird das Institutionenkonzept zunächst auf seine Verwendbarkeit für eine mikrosoziologische Analyse betrachtet und im anschließenden dritten Teil für die Soziologie der Zweierbeziehung angewandt. Es wird deutlich gemacht, dass der Aufbau und Bestand einer Zweierbeziehung fünf Stufen der Institutionalisierung umfassen kann und die Institutionalisierungsprozesse sich nicht nur auf die Heirat – als eine dieser Stufen – beschränken lassen. Aus der Beschreibung der Veränderungen dieser Stufen in der Gegenwart ergibt sich, dass es nicht ausreicht – wie es die Deinstitutionalisierungsthese (Tyrell) versucht –, diese Wandlungsprozesse als Reduktion der institutionellen Qualität der Ehe zu bestimmen.

RESUMES

Entre Scylla et Charybde: Le système d'aide et de service intermédiaire

Rudolph Bauer

Le «système général d'organisations intermédiaires» (SGOI) constitue, au même titre que les systèmes particuliers d'organisations intermédiaires, par exemple «le système d'aide et de service intermédiaire» (SASI), un arrangement socio-institutionnel complexe. Il rend possible des processus de communication et d'échange à deux niveaux: 1. sur le plan des systèmes formels entre l'«Etat» et le «marché» (avec les médiations régulatrices que sont le pouvoir et le droit, respectivement le contrat et l'argent), 2. entre le «monde bureaucratique» des

deux systèmes formels d'une part, et l'«espace de la vie» de la sphère informelle d'autre part. Cet article examine de façon critique quelques concepts et explications théoriques du SGOI et des organisations du SASI tels que: «organisations sans but lucratif», «organisations non-gouvernementales», «secteur indépendant», -«bénévole», -«tiers», ainsi que la thèse de la faillite de l'Etat, respectivement du marché. Est présenté ensuite un aperçu succinct de l'état actuel de la recherche, qui est dans les pays germanophones, comparé aux travaux anglosaxons, encore relativement modeste. L'adaptation du modèle théorique proposé par David Billis permet de mettre en discussion a) les types fondamentaux d'organisations d'aide et de service, b) leurs processus idéaltypiques de transformation et d'institutionnalisation ainsi que c) leurs éléments structurels déterminants. Enfin ce modèle permet l'interprétation d) du développement historique du SASI, illustré ici par l'histoire de l'Etat-providence allemand et e) de la position très différente que le SASI occupe dans les différents pays.

L'aide sociale un mythe au service de l'assistance publique

Laurent Jaques

A partir d'une enquête de 200 Suisses assistés, nous avons dégagé le fonctionnement paradoxal de l'administration de l'assistance publique. La volonté partagée du législateur, des gestionnaires et des travailleurs sociaux d'envisager la réintégration des assistés par l'aide sociale avant l'aide économique est contredite dans l'interaction assistant-assisté. La gêne d'être assisté et l'urgence financière sont en adéquation avec l'offre observable de l'institution organisée autour de l'aide financière et de la négociation de cette gêne. Via la relation assistant-assisté, cette dernière constitue l'essentiel de l'aide sociale. Elle légitime la logique individualisante de l'administration. Le discours de l'aide sociale est au service de l'assistance publique dans la mesure où il favorise l'esquive des aspects socio-économiques des difficultés qui ont mené les individus à l'assistance. Plus, il est un mythe qui entretient l'illusion de la participation des assistés, illusion entretenue grâce à la confusion entre l'implication émotionnelle et la participation active des usagers.

Sociologie du sport en Suisse. Etat de la recherche et perspectives de développement du point de vue particulier du rapport entre sport et inégalités sociales

M. Lamprecht & H. Zwicky

Partant du déficit de recherche, constaté depuis longtemps en sociologie du sport, l'importance grandissante du sport dans notre société est d'abord mise en évidence. D'un point de vue sociologique le phénomène du sport présente un intérêt tout particulier de par ses connexions avec d'autres domaines de la société et ses contenus idéologiques. Il apparaît ainsi clairement qu'en sociologie du sport également, la perspective fonctionnaliste et le point de vue de la théorie des conflits donnent lieu à des problématisations et à des interprétations très différentes. En référence aux relations entre couche sociale et comportement sportif sont d'abord exposées les données empiriques respectivement les lacunes de recherche concernant ce domaine spécifique de la sociologie du sport. Les résultats des examens pédagogiques effectués lors du recrutement permettent de constater que l'influence de la couche sociale sur le comportement sportif est relativement faible et que cette influence est décelable davantage dans le domaine des activités physiques proprement dites que sur le plan de la consommation sportive passive. De plus, ces effets se sont réduits durant les dernières années. Sur la base de ces résultats, des problèmes fondamentaux liés aux modèles sociologiques classiques de la stratification sont ensuite discutés. Il s'avère ainsi que la sociologie du sport pourrait contribuer à sortir la théorie sociologique générale de la stratification de son engourdissement et de sa torpeur actuelle.

Processus d'institutionnalisation dans des relations de couple

Karl Lenz

L'objectif de cet article est de rendre heuristique le concept d'institution pour une analyse micro-sociologique des relations de couple. Il est montré dans la première partie que le mariage a acquis par rapport à la famille un statut élevé d'autonomie. Ce dernier oblige la recherche à se centrer davantage sur les relations conjugales et ceci au-delà de l'«optique familiale». Mais en même temps, le mariage en tant qu'instance culturelle de base a dû encaisser des pertes importantes, ce qui a pour conséquence que la sociologie du mariage doit être élargie aux relations de couple en général. Dans la suite, le concept d'institution est d'abord examiné quant aux possibilités de son utilisation au niveau d'une analyse micro-sociologique. Il est ensuite appliqué, dans la troisième partie, à la sociologie des relations de couple. Il y est montré que, d'une part, la constitution et le maintien d'une relation de couple peuvent comporter cinq échelons de

l'institutionnalisation et que l'on ne peut, d'autre part, réduire les processus d'institutionnalisation au seul mariage, c'est-à-dire à l'un de ces échelons. La description des modifications contemporaines de ces échelons permet de conclure qu'il ne suffit pas - comme la thèse de la désinstitutionnalisation essaie de le faire (Tyrell) - de définir ces processus de changement comme réduction de la qualité institutionnelle du mariage.

SUMMARIES

Between Scylla and Charybdis: the intermediary relief and service system

Rudolph Bauer

The "comprehensive system of intermediary organisations (CSIO)", like the special systems of intermediary organisations, for example the "intermediary relief and service system (IRSS)", constitute complex socialinstitutional arrangements permitting links and exchange processes on two different levels: first on the level of the "bureacratic world", between the "state" (regulated by power and law) and the "market" (regulated by contracts and money), and second, between these formal systems on the one hand and the "personal world" of the informal sphere on the other. This paper reviews some concepts and theoretical explanations of CSIO and IRSS organisations, i. e. concepts such as "nonprofit organisations", "nongovernmental organisations" or "independant sector", "voluntary sector", "third sector" and explanations such as "state failure" or "market failure". There follows a brief survey of the research situation which compared with the anglo-american literature is relatively meagre in countries such as Austria, Switzerland and West Germany. Adapted from a theoretical model presented by David Billis, the paper discusses a) the basic types of intermediary relief and service organisations, b) the ideal types of transformation and institutionalisation processes and c) the fundamental structural elements of these organisations. Finally, the model serves to interpret d) the historical development of the IRSS on the example of German welfare policy history and e) the different scope of the IHDS on the basis of an international comparison.

Social welfare work: a myth to justify public assistance

Laurent Jaques

From a survey of 200 Swiss nationals receiving assistance, we have discovered the paradoxical manner in which public assistance is being administered. The common desire of the legislative authority and of social welfare administrators and workers to envisage the reintegration of assisted persons through social welfare work rather than economic assistance is contradicted by the interaction between the welfare worker and the assisted person. The embarrassment at receiving assistance and the financial urgency are off-set by the observable solicitation of the institution organized around financial assistance and the attempts that are made to mitigate that embarrassment. By virtue of the relationship between the welfare worker and the person receiving assistance, such attempted mitigation constitutes the principal aspect of social welfare work. It legitimizes the individualizing logic of the administration. The talk of social welfare is designed to justify public assistance in so far as it makes it easier to disregard the socio-economic aspects of the difficulties that prompted individuals to seek assistance. Moreover, it is a myth that maintains the illusion of participation by the persons receiving assistance due to the confusion between the emotional involvement and active participation of the beneficiaries.

Sport sociology in Switzerland – the status of research and the prospects for development, with particular emphasis on the relationship between sport and social inequality

M. Lamprecht & H. Zwicky

First of all, the increasing importance of sport in our society is highlighted in view of the unquestionable long-standing lack of research on sport sociology. From the sociological standpoint, the phenomenon of sport is shown to be of special interest by virtue of its interrelationship with other social fields and its ideological content. In this respect, it is demonstrated that, in sport sociology, viewpoints based on functionalism and the theory of conflict lead to differing questions and interpretations.

In the light of the relationship between social stratum and sports behaviour, the available empirical data or the gaps in research even on this traditional branch of sport sociology are then portrayed. Polls conducted within the context of student teacher examinations show that the influence of social stratum on sports behaviour is relatively slight, that it is more applicable to active than to passive participation in sports, and that it has declined further in recent years. Finally, on the basis of these conclusions, fundamental problem of traditional sociological

2

1

(

(

(

1

stratification models are discussed and it becomes evident that sport sociology could help to guide the general sociological stratification theory out of its present state of ossification.

The institutionalisation processes in dyadic relationships

Karl Lenz

This paper is concerned with rendering the concept of institution productive for a microsociological analysis of dyadic relationships. In the first it is demonstrated that marriage has acquired a high level of independence with respect to the family, rendering it necessary for research to pay increased attention to marriage relationships outside a "family viewpoint". At the same time however, marriage has to submit to severe losses as a cultural self-evident fact, leading to the necessity to extend a sociology of marriage to a sociology of the dyadic relationship. Next, the concept of institution is first considered for its applicability for a microsociological analysis and in the third part, is applied for the sociology of the dyadic relationship. It is made clear that the structure and continuance of a dyadic relationship can cover five stages and not have the institutionalisation processes restricted just to the marriage – as one to these stages. From the description of the changes to these stages at the present, it is shown that it is not sufficient – as is attempted by the deinstitutionalisation thesis (Tyrell) – to define these conversion processes as a reduction of the institutional quality of marriage.

Schweizerische Zeitschrift für Soziologie Revue suisse de sociologie

Redaktionskomitee / Comité de rédaction

WERNER FISCHER: Unité de recherche sociologique, IUP, Genève.
MARLIS BUCHMANN: Soziologisches Institut der Universität Zürich.
ROBERT HETTLAGE: Soziologisches Institut, Regensburg/Basel.

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich / La Revue paraît trois fois par an
Veröffentlicht mit Unterstützung der Schweizerischen Geisteswissenschaft-
lichen Gesellschaft (Schweizerische Akademie der Geisteswissenschaften)
Publiée avec l'aide de la Société suisse des sciences humaines
(Académie suisse des sciences humaines)

Redaktion / Rédaction

Werner Fischer, "Revue suisse de sociologie", Postfach/Case postale 865,
CH-1212 Grand-Lancy 1

Verwaltung, Abonnemente, Werbung / Administration, abonnements,
publicité

Imprimerie Corbaz S.A., av. des Planches 22, CH-1820 Montreux, tél. (021) 963 61 31

Abonnementspreise (pro Jahr) / Tarif des abonnements (par an)

Mitglieder der SGS: im Mitgliedsbeitrag inbegriffen

Membres de la SSS: compris dans la cotisation

Einzelpersonen / Personnes physiques / Individuals FS 105.—

Juristische Personen / Personnes morales / Institutions FS 125.—

Überseeschlag / Supplément pour pays hors Europe / Overseas FS 10.—